Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 30 – 28. Juli 2007 — Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland — C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Taliban erobern die Macht in Afghanistan zurück: Die Geiselnahmen und Terrorschläge belegen, daß das Land am Hindukusch als alles andere denn als befriedet gelten kann. Die bisherige Strategie ist gescheitert, doch welche Schlüsse werden daraus gezogen? Siehe Beitrag unten.

Foto: AP

Kein Konsum-Klima

Ohne Vertrauen in die Zukunft halten sich die Deutschen zurück

Von Klaus D. Voss

Schlechtwetterwarnung für die zweite Jahreshälfte oder: Alle Konjunktur-Hoffnung ruht jetzt auf dem Herbst und dem Weihnachtsgeschäft. Die Wirtschaftsforscher stecken jedenfalls bei ihren Prognosen deutlich zurück. Das Münchner Ifo-Institut ahnt, daß der „Aufschwung nicht mehr die Dynamik haben wird wie 2006“. Auch das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin warnt: „Wir gehen von einem leichten Abschwung aus.“ Wenn es nicht schlimmer kommt: In der Rechnung sind vier Unbekannte – Zinsen, Euro-Kurs, Ölpreis und vor allem die Entwicklung des privaten Konsums.

Vom positiven Konjunkturverlauf in der ersten Jahreshälfte haben die meisten Menschen in Deutschland ohnehin nur in der Zeitung gelesen; bei der Bevölkerung war vom Optimismus der Exportbetriebe wenig angekommen. Für den Mann auf der Straße ist der wichtigste Indikator der Arbeitsmarkt, und da sieht es lange nicht so gut aus wie in den gutgelaunten Regierungsbotschaften.

Zum Ende der ersten Jahreshälfte war die Arbeitslosenzahl zwar um rund 700 000 auf 3,7 Millionen gefallen, aber nur an die 460 000 neue Arbeitsplätze sind entstanden; etwas mehr als die Hälfte in Vollzeitbeschäftigung. Eine Viertel Million Menschen ist aus der Arbeitslosenstatistik verschwunden; eine statistische Bereinigung bei der Bundesagentur für Arbeit, erklären die Forscher des Instituts für Makroökonomie und Konjunkturforschung (IMK) offen.

Die gewerkschaftsnahen Wirtschaftsforscher bleiben pessimistisch, was die Konjunkturstütze „Privater Konsum“ angeht. Die Kauflust stockt, selbst in wohlhabenden Regionen wie Hamburg. „Unsere Lager sind bei allen Warengruppen zu 100 Prozent voll“, klagte ein Sprecher des Hamburger Einzelhandels. Und die Branche entschloß sich zu etwas, was es eigentlich nicht mehr geben sollte: zu einem Sommerschlußverkauf. Nach dem August kommt für den Handel mit der neuen Ware auch die letzte Chance für 2007, das Blatt zu wenden – 25 Prozent der Jahresumsätze fallen in die Monate November und Dezember.

Aber werden die Verbraucher Mut fassen und mit ihren Ersparnissen die Wirtschaft ankurbeln – 4,5 Billionen Euro haben die Deutschen in der Rücklage, genug für den Konjunkturanstoß des Jahrhunderts. Aber die Menschen bleiben zurückhaltend, wenn sie zu wenig Vertrauen in die Zukunft haben.

Neben dem inzwischen unkalkulierbar gewordenen Ölpreis, der sich jeder vernünftigen Prognose entzieht, bleibt das Risiko auf dem Finanzmarkt. Vor allem die Immobilienkrise in den USA gilt als kaum noch berechenbares Zinsrisiko mit negativen Folgen für Konsum und Investitionen.

Zudem werden die amerikanischen Banken 2008 beginnen, die Risikobewertung nach dem Basel-II-Abkommen einzuführen. Dieses – in Europa schon praktizierte Verfahren verlangt von den Banken eine bessere Absicherung mit Eigenkapital – führt aber, wenn viele Schuldner schlecht bewertet werden müssen, unweigerlich zu einem steigenden Zinsniveau in den USA mit Auswirkung auf Europa – weitere Hindernisse für Investitionen und Konsum.

Klaus D. Voss:

Atompanne

Das Geschäft der Politiker ist der Umgang mit der öffentlichen Meinung. Manche verlegen sich so sehr darauf, bis die Grenze zur Demagogie überschritten ist; die Rede ist von Sigmar Gabriel.

Die Umkehrprobe: Die Wirtschaftsunternehmen unseres Landes konzentrieren sich auf Märkte, Renditen und Karrieren, das Gespür für den Umgang mit der öffentlichen Meinung ist – bis auf ganz wenige Ausnahmen – katastrophal. Womit wir bei Vattenfall wären.

Wie die Partie ausgegangen ist, wissen wir inzwischen. Wenn Gabriel hinlangt, werden aus Kernkraftwerken schnell „Gefährdungsreaktoren“, und ohne Gegenwehr konnte der Minister auch seinen Freischwimmer im Atomrecht machen: So etwas wie ein Lizenzentzug ist nach dem Atomgesetz praktisch unmöglich – das war nur so ein Betäubungsmittel für die Medien.

Und wenn nur einer von Gabriels Vorwürfen, die beiden Reaktoren in Brunsbüttel und Krümmel seien zur Schrottreife abgewirtschaftet, stimmen sollte, dann hätte die Kieler Atomaufsichtsbehörde all die Jahre nur Feierabend gemacht.

So ist es wirklich nicht. Ohne irgend etwas verharmlosen zu wollen: die Betriebsstörungen in den Reaktoren wurden vom Personal im Ganzen schnell und gründlich behoben.

Die Atompanne begann erst danach: Die Vattenfall-Manager hatten nicht begreifen wollen, daß es nicht um die Erörterung der Vorfälle in Krümmel und Brunsbüttel geht. Sondern um den Generalangriff der Atomgegner auf die eben erst zurückkehrende Wertschätzung der Kernenergie für die Versorgungssicherheit und – wenn man so will – die Umsetzung der Klimapläne. Da zögert ein Gabriel keine Sekunde.

Noch mehr Truppen an den Hindukusch?

Auch unter dem Druck des Geiseldramas will Berlin keinen Strategiewechsel einleiten

Von Klaus Apfelbaum

Afghanistan ist ein Land, in dem es keine Sieger gibt. Man kann dort allenfalls überleben, aber nur, wenn man sich klug verhält. Im Drama um die deutschen Geiseln hat die Bundesregierung ein eher hilfloses Bild geliefert. Es wäre an der Zeit, grundsätzliche und richtige Entscheidungen zu fällen. Aber es ist zu befürchten, daß sich Berlin an die gescheiterte Afghanistan-Strategie klammern und noch mehr Soldaten in den falschen Einsatz schicken wird – zur Zeit gibt es in den beiden Fraktionen der Großen Koalition nicht genug Stimmen, die ein Ende erzwingen könnten.

Die Strategie für den deutschen Militäreinsatz am Hindukusch ist gescheitert – und die Lage wird immer gefährlicher. Es drohen nicht nur weitere Geiselnahmen und Anschläge auf deutsche Soldaten, die Sicherheitsdienste warnen immer eindringlicher vor Attentaten in Deutschland, mit denen die Debatte um die Fortführung des Isaf-Kommandos in Afghanistan beeinflußt werden soll – in den Amtsräumen herrscht deutliche Alarmstimmung.

Auch das haben unsere Dienste erkannt: Die Taliban und ihre El-Kaida-Verbündeten können Lage und Stimmung in Deutschland sehr präzise einschätzen, die Situation in Afghanistan ohnehin.

Die Forderung des Isaf-Kommandeurs Dan McNeill, die deutschen Truppen erheblich zu verstärken – bis zu 1000 Mann zusätzlich – ist im Grunde nur das öffentlich gemachte Eingeständnis, daß die Isaf mit ihrer Strategie nicht weiter kommt; es ist ein erneutes Scheitern.

Ursprünglich, nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001, hatte der UN-Sicherheitsrat das Mandat erteilt, nach dem Sturz des Taliban-Regimes „mit allen notwendigen Maßnahmen“ die verfassunggebende Versammlung Loya Dschirga, die Wahlen und den Aufbau einer neuen Regierung und Verwaltung abzusichern.

Die Bezeichnung Isaf ist deutlich: „International Security Assistance Force“, eine Leibgarde für die Regierung, die Uno-Organisationen im Land und die Helfer unter dem Schutz der Vereinten Nationen. Das Einsatzgebiet war zunächst auf die Region um die afghanische Hauptstadt Kabul begrenzt, wurde dann schrittweise auf alle anderen Teile des Landes ausgedehnt.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Isaf-Führung das Scheitern dieser Mission eingestehen mußte, 2003 kam es zum ersten Strategiewechsel.

Seit vier Jahren versucht die Isaf, „Inseln der Stabilität“ aufzubauen mit sogenannten PRT-Teams, also Einheiten, die den Wiederaufbau im Land vorantreiben und sich damit Freunde machen sollten.

Die Bundeswehr wird in der Nord-Region eingesetzt, dazu gehören die Stützpunkte Kundus, Masar-i-Scharif und Faisabad. Kritiker, die militärische und zivile Aufgaben von Anfang an für unvereinbar hielten, sollten Recht behalten.

Auch wenn die militärische Führung sich diesen strategischen Ansatz schönredet: Sicherer ist die Lage nicht geworden, im Gegenteil.

Politologen erforschen inzwischen, warum sich die damalige Regierung Schröder/Fischer auf dieses Abenteuer eingelassen hatte. Im Mai 2003 ging es um die Entscheidung über den Einsatz deutscher Soldaten im Irak: „Kundus statt Bagdad“ mutete als das kleinere Übel an.

Der schlimmste Fehler im Norden war, daß die Bundeswehr auf ausdrückliche Weisung den Drogenanbau geschehen lassen mußte. Jetzt, dank der besten Ernte seit Jahren, schwimmen die Taliban und ihre verbündeten Drogenbarone im Geld. Sie verschaffen sich Waffen, rüsten Terrorgruppen aus und „kaufen“ die „Freunde der PRT-Teams“ wieder zurück.

Unter dem Druck von Anschlägen und Übergriffen haben sich mehr und mehr Hilfsorganisationen aus den Einsatzgebieten zurückgezogen, auch die Bundeswehrsoldaten müssen auf Befehl in Deckung bleiben. Das hat Folgen: Bei den PRT-Teams gibt es für die afghanische Bevölkerung kaum noch Arbeit und nicht mehr viel zu verdienen. Jetzt machen sich also die Taliban mit Drogengeld neue Freunde.

Ehrliche Großstädte

Die Großstädte mit den ehrlichsten Einwohnern sind Ljubljana (Slowenien), Toronto (Kanada) und Seoul (Südkorea). Das behauptet das Magazin „Reader's Digest“ als Ergebnis eines Feldversuchs in 32 Metropolen. Dabei hatten Testpersonen ihre Handys absichtlich verloren. In Ljubljana gaben ehrliche Finder 29 von 30 liegengelassenen Handys zurück. In Toronto waren es 28 und in Seoul 27 von 30 Mobiltelefonen, teilte „Reader's Digest Deutschland“ mit. Berlin rangiert gemeinsam mit Bangkok (Thailand), Paris (Frankreich) und Sao Paulo (Brasilien) auf Platz 14 im Mittelfeld. Dort bekamen jeweils 21 von 30 Testpersonen ihr Handy zurück. Städte mit den unehrlichsten Bewohnern sind dem Versuch zufolge Hongkong (China) und Kuala Lumpur (Malaysia), wo Finder jeweils 13 von 30 Handys ihren Besitzern wieder aushändigten. Dem Magazin zufolge kehrten von den weltweit „verlorenen“ 960 Mobiltelefonen 654 zurück. „Reader' Digest“ zufolge hat Ehrlichkeit damit einen höheren Stellenwert als vermutet. Bei dem Versuch habe sich gezeigt, daß Wohlstand nicht unbedingt ein ehrliches Verhalten nach sich zieht. So habe in Auckland (Neuseeland) eine gut gekleidete Dame das in einem Nobelkaufhaus deponierte Handy für sich behalten. Eine arme Brasilianerin mit drei kleinen Kindern habe das Gerät umgehend zurückgegeben. Ein weiteres Ergebnis des Tests: Frauen brachten das Handy häufiger zurück. In den meisten Fällen begründeten die Finder ihre Ehrlichkeit damit, daß ihnen selbst schon ein Wertgegenstand abhanden kam. Andere dachten an wichtige gespeicherte Daten, und manche erklärten ihr ehrliches Verhalten mit der werteorientierten Erziehung. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: Berlin profitiert

Wir haben nur 80 Prozent der bundesdeutschen Wirtschaftskraft und 60 Milliarden Euro Schulden, das sind 35 Milliarden mehr als der Bundesdurchschnitt“, so Berlins Finanzsenator Thilo Sarrazin gegenüber der „Berliner Morgenpost“. Dabei wird die Hauptstadt von mehreren Seiten bezuschußt: Als armes Bundesland profitiert die Stadt vom Länderfinanzausgleich, erhält als armes Bundesland Bundesergänzungszuweisungen, bezieht als ostdeutsches Bundesland 1,96 Milliarden Euro Solidarpaktmittel und Förderung als Bundeshauptstadt.

1.504.656.903.230 €

(eine Billion fünfhundertvier Milliarden sechshundertsechsundfünfzig Millionen neunhundertdreitausend und zweihundertdreißig)

Vorwoche: 1.504.015.730.652 €
Verschuldung pro Kopf: 18.252 €
Vorwoche: 18.244 €

(Dienstag, 24. Juli 2007, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Kein Appetit auf Gen-Gemüse

Genveränderte Lebensmittel: Chance, um Hunger in der Welt zu bekämpfen, oder Anfang vom Ende?

Von Hans Heckel

Warnungen vor genveränderten Lebensmitteln fallen bei den Deutschen auf fruchtbaren Boden. Als die EU-Agrarminister mit Zustimmung des Deutschen Horst Seehofer (CSU) die Anwendung von genveränderten Kartoffeln zur industriellen Stärke-Produktion ab 2008 dieser Tage genehmigt hatten, titelte ein Boulevard-Blatt reißerisch: „Der Angriff der Klon-Kartoffel“.

Greenpeace nannte die Entscheidung einen „Schock“. Befürworter und Gegner der „grünen Gentechnik“ stehen sich seit Jahren unversöhnlich gegenüber. Die deutschen Verbraucher teilen in ihrer deutlichen Mehrheit die Bedenken der Skeptiker.

Die Vorteile, die etwa der internationale Saatgut-Hersteller Monsanto für seine genveränderten Feldfrüchte anpreist, werden von seinen Kritikern als Propaganda abgetan. Monsanto verspricht, durch den Einsatz seiner genveränderten Saaten könnten Hektarerträge gesteigert und Pflanzenschutzmittel eingespart werden, weshalb Gen-Saatgut nicht nur zur besseren Versorgung der Welt mit Nahrungsmitteln beitrüge, sondern ebenso zum Umweltschutz.

Was die Welternährungslage angeht, so scheint eine Steigerung der Ernteerträge in der Tat angezeigt. Die aufstrebenden Milliardenvölker Indiens und Chinas ändern ihre Ernährungsgewohnheiten, essen mehr Fleisch und tierische Produkte. Damit steigt der weltweite Bedarf an Futtermitteln rapide, und auch der an Weizen wächst. Ergebnis: Die EU-Butterberge und Milchseen gehören der Vergangenheit an, die Preise für Nahrungsmittel steigen spürbar. Für das kommende Jahr hat die EU ihr Flächenstillegungsprogramm bereits ausgesetzt.



Protest gegen Gen-Mais: Greenpeace protestiert gegen das Verfüttern des umstrittenen Maises an Milchkühe. Foto: ddp

Für die Kritiker genveränderter Lebensmittel ist dies noch lange kein Grund, auf genveränderte Saaten zu setzen, zumal sie die Ertragszahlen der Saatgut-Multis offen in Zweifel ziehen. Die Angegriffenen kontern: Wenn die Gen-Saat gegenüber herkömmlichen Sorten keinen Vorteil brächte, müßten (und würden) die Landwirte sie ja nicht kaufen. Tatsächlich scheuen deutsche Landwirte wohl eher die Vorbehalte der Verbraucher und bürokratische Hemmnisse als die angeblich umwelt- und gesundheitsgefährdenden Folgen der Gen-Pflanzen. Gen-Kritiker aber bezweifeln, daß die bisherigen Testreihen zur Gesundheitsverträglichkeit ausreichen. Zudem fürchten sie, daß sich genveränderte Saat – etwa durch Bienen transportiert – unkontrolliert in der Natur und anderen Anbauflächen ausbreitet.

Monsanto beteuert, daß die „Koexistenzfähigkeit“ der Pflanzen genau geprüft werde, das heißt: Es werde darauf geachtet, daß sich die im Labor veränderten Sorten nicht unkontrolliert verbreiteten.

Bauernverbands-Spezialist Jens Rademacher hält dagegen: Pollenflug könne man nicht verhindern. Allerdings habe der nur dann Folgen, wenn die Pflanze in Deutschland auch verbreitungsfähig sei. Derzeit drehe sich die Diskussion in Deutschland aber um genveränderten Mais. Der zerfalle jeden Winter vollständig und müsse ohnehin jedes Jahr ganz neu ausgesät werden. Eine Verbreitung von genverändertem Mais in der Natur oder über andere Anbauflächen sei daher ausgeschlossen. Bei anderen, auch hierzulande überwinterungsfähigen Sorten wie etwa dem Raps sehe das allerdings ganz anders aus. Gesundheitsgefährdung durch genveränderte Nahrungsmittel sieht Rademacher indes nicht: Die Kontrollen seien derart penibel, daß dies ausgeschlossen werden könne.

Den Bauernverbandsexperten bereitet das Treiben großer internationaler Saatguthersteller aus ganz anderen Gründen Kopfzerbrechen. Der Versuch der Konzerne, die Welt mit patentiertem Saatgut aus ihrer Produktion möglichst flächendeckend zu versorgen, treibe die Landwirte in eine gefährliche Abhängigkeit.

Hier geht es vor allem um sogenannte Hybrid-Sorten. Die alte Regel, daß der Bauer sein Saatgut selbst herstellt und ausbringt, gilt hier nicht mehr. Hybridsorten müssen jedes Jahr neu gekreuzt werden, ob im Labor genverändert oder nicht, sonst brechen die Erträge ein – also muß sie der Landwirt beim Saatguthersteller kaufen.

Die Ausbreitung der Hybrid-Sorten sei daher die weit größere Bedrohung, ein Problem, das – verdeckt von der aufgeheizten Gendebatte – leider kaum wahrgenommen werde. Gepaart damit gefährde der offensive Versuch der großen, global operierenden Saatguthersteller, möglichst viele Sorten patentieren zu lassen, die Unabhängigkeit der Landwirte.

Hervorragend mit der Thematik vertraut

Präsidium des Bundes der Vertriebenen bei Bundeskanzlerin Angela Merkel

Von Wilhelm v. Gottberg

Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel empfing das Präsidium des Bundes der Vertriebenen (BdV) am 17. Juli im Bundeskanzleramt zu einem umfassenden Meinungsaustausch.

Schon im Mai 2007 hatte die Bundeskanzlerin eine Einladung für ein Gespräch mit dem gesamten BdV-Präsidium an die Präsidentin des BdV, die Bundestagsabgeordnete Erika Steinbach, ausgesprochen. Der volle Terminkalender der Kanzlerin ermöglichte erst am 17. Juli das Gespräch, das im Bundeskanzleramt stattfand.

Im Vorfeld der Zusammenkunft hatte die Präsidentin des BdV dem Bundeskanzleramt vier Themenschwerpunkte für das Gespräch übermittelt:

– Zentrum gegen Vertreibungen
– Bewahrung des geschichtlichen und kulturellen Erbes der Deutschen aus den früheren deutschen Ost- und Siedlungsgebieten
– Nationaler Gedenktag für die Opfer von Deportation, Vertreibung und Zwangsarbeit
– Solidarität mit den deutschen Volksgruppen und Minderheiten in den östlichen Nachbarländern.

Die Bundeskanzlerin nahm sich Zeit, zu allen vier Themenschwerpunkten die Meinung der verschiedenen Präsidialmitglieder anzuhören und ihre Auffassung dazu zu erläutern. Sie war hervorragend mit der Thematik vertraut und hörte konzentriert zu. Dies war keinesfalls selbstverständlich, hatte sie doch am Vortage eine Begegnung mit dem französischen Präsidenten Sarkozy in Toulouse wegen des Gemeinschaftsunternehmens EADS / Airbus. Am selben Tage abends hatte sie den britischen Premier Brown zu einem Antrittsbesuch empfangen. Vor dem Gespräch mit dem BdV-Präsidium war sie noch mit dem serbischen Ministerpräsidenten Kostunica zusammengekommen.

Die Kanzlerin betonte, daß es mit dem Koalitionspartner eine Absprache über ein sichtbares Zeichen gäbe, mit welchem an das Unrecht der Vertreibung und an die Leiden der deutschen Vertriebenen erinnert werden soll. Es seien auch bereits Überlegungen angestellt worden, welche Immobilie in Berlin dafür in Frage käme. Ganz eindeutig betonte sie, daß das sichtbare Zeichen in Berlin anzusiedeln sei. Frau Merkel legte ausführlich dar, daß ihre Regierung hinsichtlich der Kulturförderung nach Paragraph 96 Bundesvertriebenenfördergesetz eine Trendwende eingeleitet habe. In diesem Bereich des Bundeshaushaltes gäbe es Zuwachs, bei einer ansonsten radikalen Sparpolitik, die fast alle Bereiche des Haushaltes treffen. Im übrigen könne man jederzeit das Gespräch mit dem Beauftragten für Kultur und Medien suchen, wenn es Probleme bei der Kulturförderung des Bundes gäbe. Man dürfe aber nicht vergessen, daß auch die Länder gesetzlich verpflichtet seien, ihren Teil zum Erhalt der Kultur der früheren deutschen Ostprovinzen zu leisten.



Trotz vieler Termine: Merkel empfängt Erika Steinbach und die BdV-Delegation. Foto: BPA

Die Kanzlerin dankte dem BdV-Präsidium für die verständigungspolitischen Aktivitäten der Vertriebenenverbände mit den Menschen in den östlichen Nachbarstaaten. Sie betonte die wichtige Brückenfunktion der Heimatvertriebenen und der deutschen Restvolksgruppen in den früheren deutschen Ost- und Siedlungsgebieten beim Zusammenwachsen der Europäischen Union.

Die Verbundenheit der Menschen in der Bundesrepublik mit den Landsleuten, die heute aufgrund der Nachkriegsentwicklung außerhalb des Geltungsbereiches des Grundgesetzes leben, immer wieder sichtbar zu machen sei eine wichtige Aufgabe, gerade auch für Menschen mit familiären Wurzeln im Osten.

Mit einer sehr noblen Geste brachte Frau Merkel ihre Wertschätzung gegenüber ihren Gesprächspartnern zum Ausdruck. Das Gespräch fand an ihrem 54. Geburtstag statt, sie überraschte ihre Gratulanten mit einer Einladung zum Mittagessen im Kanzleramt.

Elterngeld: Gesetz erstickt in Bürokratie

Von HARALD FOURIER

Das Bürokratiemonster Elterngeld kann in Berlin trotz zusätzlichen Personals und neuer Computer-Programme nicht planmäßig ausgezahlt werden. Die Bundesregierung hat mal wieder ein superkompliziertes Gesetz hingelegt. Ist ein neues Hartz-IV-Desaster im Kommen? Und wo ist eigentlich die Anti-Bürokratie-Geschäftsstelle im Kanzleramt?

Berlins Jugendsenator Jürgen Zöllner (SPD) schlägt Alarm, will das Gesetz ändern. „Es kann nicht sein, daß der Bund Gesetze so kompliziert gestaltet, daß die durchführenden Länder dafür entweder mehr Personal zur Verfügung stellen müssen oder die Antragsteller und Antragstellerinnen wochenlang auf ihr Geld warten müssen“, erklärte er.

In Berlin wurden in der ersten Jahreshälfte 8450 Anträge bewilligt. Viele weitere Anträge liegen unbearbeitet in den Bezirksämtern. Dort sitzen je zwei geschulte Mitarbeiter. Macht in zwölf Bezirken 24 Mitarbeiter. Macht 352 bewilligte Anträge pro Mitarbeiter. Also hat jeder dieser „Verwaltungsexperten“ am Tag gerade mal drei Anträge bearbeitet. Dabei ist natürlich unterschlagen, daß diese Beamten dem normalen Apparat des Bezirksamts zusätzlich zur Verfügung stehen.

Die Ursache für die unübersichtliche Berechnung ist laut Zöllner die schwierige Einkommensermittlung. Eine Frau erhält als Ersatz für die zwölf Monate, in denen sie nach der Geburt nicht arbeiten geht, 67 Prozent ihres letzten Einkommens. Aber statt einfach den Lohnsteuerbescheid zur Hand zu nehmen und das Durchschnittsgehalt in Sekundenschnelle zu errechnen, greift ein umständlicher Mechanismus, den sich nur Bürokraten ausgedacht haben können.

„Der komplizierte Einkommensbegriff bewirkt einen hohen Arbeitsaufwand, der nicht verhältnismäßig ist. Diese Erfahrungen machen alle Länder. Wenn das Elterngeld ein Erfolg werden soll, müssen wir dafür sorgen, daß es einfacher zu handhaben ist“, beschwert sich der Senator.

Hier eine Kostprobe, ein Auszug aus dem Gesetz: „In den Fällen, in denen das durchschnittlich erzielte monatliche Einkommen aus Erwerbstätigkeit vor der Geburt geringer als 1000 Euro war, erhöht sich der Prozentsatz von 67 Prozent um 0,1 Prozentpunkte für je zwei Euro, um die das maßgebliche Einkommen den Betrag von 1000 Euro unterschreitet, auf bis zu 100 Prozent.“

Wer denkt da nicht gleich an die kaum überschaubaren Hartz- oder Riester-Gesetze von Rot/Grün? Wen wundert es, daß im „Spiegel“ nun zu lesen war, daß es sich bei dieser neuen „wohlfahrtstaatlichen Leistung“ nicht etwa um eine Erfindung von Familienministerin Ursula von der Leyen (CDU), sondern in Wahrheit um einen weiteren Vorschlag der SPD handelte?

Geld rein – Mitarbeiter raus

DB-Tochter Berliner S-Bahn: Trotz satter Überschüsse werden weitere Stellen gestrichen



„Da kann ick doch nüscht dafür!“: Unzufriedene Kunden müssen sich bei Berlins S-Bahn manchmal auf einiges gefaßt machen.

Foto: O'Brian

Von PATRICK O'BRIAN

Renate Hermann steht am Alexanderplatz und wartet auf die S-Bahn. Sie will zum Hauptbahnhof. Von dort will sie mit ihrem Mann einen Ausflug ins Umland machen. Ihr Regionalexpreß fährt in 15 Minuten. Die Zeit reicht locker aus, um an einem normalen Tag die nur drei S-Bahnstationen lange Strecke zweimal zurückzulegen. Wie gesagt: an einem normalen Tag.

Aber Renate Hermann hat die Rechnung ohne die S-Bahn gemacht. Es ist der 2. Juni. Ein Großteil der S-Bahn-Führer hat sich krankgemeldet. Deswegen fährt die Bahn nur mit großen Einschränkungen. An diesem Sonnabend rollen die Züge nur von einem der zwei Gleise am Alexanderplatz.

Im ersten Moment nach dem Einfahren des Zuges springt die Anzeige um und zeigt als Ziel: nicht mehr Wartenberg, sondern Potsdam – Renate Hermanns Richtung also.

Die Frau zerrt ihren Mann in den Wagon, der Zug fährt los. Aber an der nächsten Station (Jannowitzbrücke) muß sie feststellen, daß die Bahn in die falsche Richtung gefahren ist. Bis der nächste Zug kommt und die enttäuschte Rentnerin zum Hauptbahnhof bringt, ist ihr Regionalexpreß fort. Die Hermanns müssen eine Stunde auf die nachfolgende Verbindung warten.

Die plötzliche Krankenwelle und die wilden Streiks der vergangenen Wochen, über die offiziell nicht viel nach außen drang, waren nur das Vorspiel zu den jetzt laufenden Tarif-Auseinandersetzungen. Einen Monat nach der oben geschilderten Situation Anfang Juni kam es zu einem ersten Warnstreik der Berliner S-Bahn.

Personalkosten sind alles, deswegen wird so hart verhandelt. Von beiden Seiten. Zwar führen die Vertreter der S-Bahn-Seite immer wieder blinde Zerstörungen als Kostenfaktor an, aber das sind „nur“ fünf Millionen Euro im Jahr. Kleinkram – verglichen mit den Kosten für die Mitarbeiter.

Die Instandhaltung der Bahn funktioniert sogar vorbildlich. So ging neulich eine Rolltreppe am Bahnhof Gesundbrunnen nicht mehr, was öfter vorkommt bei Rolltreppen. Im Nu war der Schaden behoben.

Ganz anders beim Konkurrenten BVG (Busse und U-Bahn): Am U-Bahnhof Gesundbrunnen (ein Umsteigebahnhof) stehen die Rolltreppen seit Tagen still. Repariert werden sie nach Plan erst im November!

Die Bahntochter S-Bahn hat aus finanziellen Gründen viel Personal abgebaut. Seit 1995 sank die Zahl der Beschäftigten von über 4000 auf derzeit 3546, die der Lokführer von 1211 auf 927. Gleichzeitig ist es ihr aber gelungen, immer mehr Fahrgäste zu transportieren: Ihre Zahl wuchs von 900 000 auf 1,3 Millionen täglich. Das wurde nur möglich, weil die Bahn als Mutterkonzern über eine Milliarde Euro in die Infrastruktur gesteckt hat. Das wiederum veranlaßt Berlin, der S-Bahn einen Betriebszuschuß – derzeit laut Pressebericht 200 Millionen pro Jahr – zu zahlen.

Das Land gehe viel zu großzügig mit den Steuergeldern um, sagen nun Kritiker. Vergangene Woche veröffentlichte der „Tagesspiegel“ interne Informationen, nach denen die S-Bahn in diesem Jahr über 40 Millionen Euro Gewinn erwirtschaftet haben soll. Der Ertrag fließt aber nicht an die Landesregierung. Statt dessen läßt er die Kasse von Bahnchef Hartmut Mehdorn klimpern.

Und die Deutsche Bahn AG soll bekanntlich privatisiert werden. Berlin fördert also indirekt die Rendite der Kapitalanleger. Bahn-interne Schätzungen versprechen ihnen angeblich jetzt schon reiche Ernte: Der S-Bahn-Gewinn solle auf 125 Millionen Euro im Jahr 2010 steigen.

Die Bahn dementierte die Berichte über die Höhe des Gewinns. Allerdings weigert sie sich, die Zahlen auf den Tisch zu packen – das S-Bahn-Betriebsergebnis, das der DB zugute kommt, ist nach wie vor geheim. Der Senat erfährt auch nicht genau, was mit dem Geld geschieht, das er der S-Bahn zukommen läßt. Dieser Zustand könnte noch zehn Jahre anhalten. Bis 2017 existiert ein langfristiger Vertrag zwischen dem Land Berlin und der Bahn AG. Bis dahin ist alles fest geregelt, noch mehr Gewinne sind nur drin, wenn die Bahn ihre Ausgaben noch weiter drückt.

Weitere Kostensenkungen gehen aber (gerade auch angesichts der hohen Lohnforderungen, siehe Lokführer) nur bei starkem Personalabbau. Unter dem Sparzwang leidet längst das Betriebsklima bei der Bahn und der S-Bahn. Ständige Angst um den Arbeitsplatz und erzwungene Mehrarbeit schaden der Motivation der Belegschaft.

Das bekommt auch Renate Hermann zu spüren. Erst ist sie am „Alex“ in den falschen Zug eingestiegen, weil ein unkonzentrierter Mitarbeiter zu früh das Signal für den nächsten gesetzt hatte, als der alte noch am Gleis stand. Dann bekommt sie am Bahnhof Jannowitzbrücke noch eine Abfuhr der besonderen Art, als sie sich bei der Bahnaufsicht beschwert. Die S-Bahn-Mitarbeiterin antwortete berlinerisch-schnoddrig: „Da kann ick doch nüscht dafür, wenn Sie in'n falschen Zug einsteijen.“

Renate Hermann ärgert sich noch mehr über diese Antwort als über die falsche Anzeige. Dabei hatte sie „Glück im Unglück“, daß sie überhaupt jemanden angetroffen hat: Die Bahn plant im Bereich Bahnsteigaufseher die Streichung von satten 250 der 650 Stellen.

Berlin bekommt beste Noten

Hauptstadt für 16- bis 49jährige Spitze, auch Unternehmen zufrieden – doch an der Senatspolitik liegt das kaum

Von MARKUS SCHLEUSENER

Sieben Frauen, sieben Männer. Sie kennen sich nicht, sitzen sich jetzt aber in der X Bar im Prenzlauer Berg gegenüber. Dann klingelt die Glocke und sie beginnen miteinander zu reden. Nach sieben Minuten erklingt wieder die Glocke. Alle 14 „Singles“ machen ein Kreuz bei „Wiedersehen – ja oder nein“. Dann wechseln die Männer mit ihrem Nachbarn zur Rechten und beginnen das Gespräch mit der Nächsten.

Was so aussieht wie „Reise nach Jerusalem“ ist die moderne Art, wie sich Großstädter in Berlin kennenlernen. Speeddating (englisch für „Schnellverabredung“) heißt der Wanderzirkus paarungswilliger Jung-Berliner. Kreuzen beide Teilnehmer „Ja“ an, so erhalten beide die Telefonnummer des anderen. Kreuzt auch nur einer „Nein“ an, so kommt kein Kontakt zustande.

Carl K. (28) war zum ersten Mal dabei und nach 60 Minuten ganz schön geschafft. „Es hat aber Spaß gemacht“, sagt er. Eine Lehrerin in seinem Alter hat ihm ein „Ja“ gegeben, die beiden treffen sich demnächst. Auch Freund Florian hat sofort einen Treffer gelandet und eine Frau aufgetan, die er näher kennenlernen möchte.

Für 29 Euro pro Treffen verkuppelt eine Firma aus Warstein ihre Kunden im ganzen Land. Vor allem in Berlin brummt das Geschäft. Allein im August sind 14 Termine teilweise im Stundentakt geplant – mit Teilnehmern zwischen 21 und 45 Jahren. Der Veranstalter wirbt damit, daß Speeddating den Teilnehmern peinliche Verabredungen mit Unbekannten erspare, aus „denen man sich herauswinden muß“.

Berlin ist ein lukratives Pflaster für Partyveranstalter vom Schlage der Verabredungs-Agentur. Die Zeitschrift „Max“ hat Anfang Juli eine Umfrage durchgeführt, bei der Berlin als besonders attraktiv für alleinstehende Erwachsene eingeschätzt wurde. 56 Prozent der Befragten sagten dies. Hamburg und München lagen dahinter.

Die Hamburger gelten als „zu reserviert“ und die Münchener als „zu spießig“. Zumindest aus Sicht der 1302 Umfrageteilnehmer zwischen 16 und 49 Jahren aus ganz Deutschland. 71 Prozent halten Berlin für die lebendigste Stadt, 61 für die kreativste (was immer das heißt). 27 Prozent erklärten, sogar einige Jahre in Berlin leben zu wollen. Es scheint, als müsse die Hauptstadt keine Angst vorm Schrumpfen haben.

Klaus Wowereit mag sich über diese Umfrage des Hochglanzmagazins freuen. Richtig glücklich aber ist er über eine andere Umfrage: das sogenannte Betriebspanel der Bundesagentur für Arbeit (BA).

Ein Tochterinstitut der BA hat 16 000 Unternehmen zu den Rahmenbedingungen an ihrem Standort befragt. Und siehe da: Berlin hat unter allen Bundesländern am besten abgeschnitten! Die Überraschung war den Senatsmitgliedern fast schon ins Gesicht geschrieben. Weder der Bürgermeister noch seine rot-roten Mitstreiter hatten mit einem erfreulichen Abschneiden der Bundeshauptstadt gerechnet.

Die 900 in Berlin befragten Firmen gaben der Stadt die Bestnote 2,46. Der Durchschnitt beträgt im Westen 2,63 und in den „neuen“ Ländern 2,66. „In Berlin bekommen die Kundennähe, die überregionale Verkehrsanbindung und die Attraktivität für Arbeitskräfte mit Abstand die besten Bewertungen. Die Qualität des Fachkräfteangebots und die Verfügbarkeit von Gewerbeimmobilien liegen im Durchschnitt“, teilte die Senatsverwaltung für Arbeit und Soziales erfreut mit.

Allerdings hält die Studie auch einige Minuspunkte parat – und hier zeigt sich, daß der Senat sich das gute Abschneiden der deutschen Hauptstadt kaum auf die eigene Fahne schreiben kann: „Die Preise für Energie und Wasser, die kommunalen Steuern, die Zusammenarbeit mit Behörden sowie die Preise für Gewerbeflächen, Büro- und Ladenmieten werden schlecht bewertet.“

Die Preise für Energie und Wasser sind besonders hoch, seit der Senat die Wasserwerke teilweise und den Stromversorger (Bewag) gänzlich privatisiert hat. Seitdem hat Berlin die höchsten Wasserpreise in Deutschland. Und auch über die jüngste Vattenfall-Strompreiserhöhung stöhnen Privatwie Geschäftskunden. Eine Firma, die aus Berlin wieder abziehen könnte, ist Sat1. Es wird über einen Umzug der Zentrale des TV-Senders nach München (Sitz des Mutterkonzerns ProSieben-Sat1) spekuliert. Die Beschäftigen der Redaktionen, deren Programme gerade gestrichen worden sind (Sat1 am Mittag, Sat1 der Abend, Sat1 die Nacht), werden wohl komplett entlassen. Allen Standortvorteilen zum Trotz.

Von der Leyen rügt den Senat

Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen (CDU) hat Kritik aus dem Berliner Rathaus zurückgewiesen, das Gesetz zum Elterngeld sei zu kompliziert, was schuld daran sei, daß die Bearbeitung der Anträge über Gebühr lange dauere. Dem Berliner „Tagesspiegel“ sagte von der Leyen, in anderen Ländern wie Nordrhein-Westfalen laufe die Bearbeitung reibungslos. Wenn das Land Berlin Schwierigkeiten habe, müsse dies also an der Berliner Verwaltung liegen.

Die Ministerin verweist darauf, daß jedes einzelne Bundesland sein eigenes Computerprogramm zur Begutachtung der Anträge erstellt habe. In Berlin sei überdies recht spät mit der Bearbeitung begonnen worden, weshalb sich dort jetzt „ein Berg auftürmt“.

Von der Leyen will Fehler am Gesetz aber auch nicht völlig ausschließen: „Sollte sich herausstellen, daß man ... das Gesetz nachbessern muß, dann bin ich die letzte, die sich dagegen wehrt,“ gibt sich die CDU-Politikerin gesprächsbereit. *H.H.*

Zeitzeugen



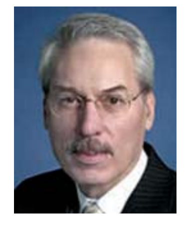
Wulf H. Bernotat – Der 1948 geborene Manager ist seit Mai 2003 Vorstandsvorsitzender des weltgrößten nichtstaatlichen Energieversorgers, der E.ON AG. Bernotat begann seine Karriere beim Shell-Konzern, bis er 1996 zur Veba-Oel wechselte, aus der E.ON hervorging. Der studierte Jurist ist bekannt dafür, Mitarbeiter unterschiedlichster Hierarchiestufen bei Zufallsbegegnungen in der Kantine anzusprechen, um so seinen Überblick über das gesamte Unternehmen zu schärfen.

Utz Claasen – Der erst 44jährige Chef der EnBW (Energie Baden-Württemberg) gilt im Unterschied zu Bernotat als polarisierende Persönlichkeit. Claasen machte mit 17 sein Abitur mit der Note 0,7. Ihm wird vorgeworfen, die vorherigen Ergebnisse seines Unternehmens extra schlechtgerechnet zu haben. Außerdem gibt es Gerüchte über sein Wissen um die Bespitzelung ehemaliger Mitarbeiter. Seit Mai 2003 im Amt, will Claasen seinen 2008 auslaufenden Vertrag nicht verlängern.



Harry Roels – Der vergangenen Donnerstag 59 Jahre alt gewordene Niederländer leitet die RWE AG seit Februar 2003. Der graduierte Chemiker war wie E.ON-Chef Bernotat zunächst für Shell tätig, wo er zuletzt im Vorstand saß. Roels tritt Ende Januar 2008 in den Ruhestand, Nachfolger wird Jürgen Großmann.

Lars Göran Josefsson – Der 1950 geborene Schwede ist seit 2000 Präsident und Vorstandsvorsitzender des schwedischen Energieriesen Vattenfall. Zuvor war Josefsson in der schwedischen Rüstungsindustrie und beim Telefonhersteller Ericsson tätig. Josefsson spricht fließend Deutsch.



Fritz Vahrenholt – Der 58jährige Chemiker ist seit 2001 Vorstandsvorsitzender des Windenergieanbieters REpower. Er begann seine Karriere beim Bundesumweltamt, 1991 bis 1997 war er Umweltsenator des Hamburger Bürgermeisters Henning Vorscherau (SPD) und Aufsichtsratsvorsitzender der mehrheitlich in staatlichem Besitz befindlichen HEW. Danach wechselte er vorübergehend zur Shell AG. Vahrenholt erregte Aufsehen, als er, der Windenergie-Manager, vor den wirtschaftlichen Folgen eines Atomausstiegs warnte.

Die großen Vier

Der Strommarkt Deutschland: Liberalisierung krankt am Oligopol

Von Mariano Albrecht

Vor fast zehn Jahren versprachen deutsche Politiker den Bürgern mit der Liberalisierung des Strommarktes für mehr Wettbewerb und somit verbraucherfreundliche Preise zu sorgen. Doch Fehlanzeige, trotz Einsparmöglichkeiten durch Anbieterwechsel sind die Strompreise explodiert. Den Grund dafür erkannte Werner Marnette, Vorstandschef der Norddeutschen Affinerie, und handelte sich prompt Ärger ein. Marnette hatte salopp festgestellt, daß die vier großen Konzerne E.ON, RWE, EnBW und Vattenfall Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt hätten. Die Konzerne erwirkten einen Gerichtsbeschluß, der Marnette diese Aussage künftig verbietet. Harte Bandagen auf dem heiß umkämpften Strommarkt Deutschland, das spüren auch die Verbraucher.

Im EU-Vergleich hat Deutschland die vierthöchsten Strompreise nach Dänemark, Italien und den Niederlanden, und die Unternehmen E.ON und RWE sind nach dem französischen Konzern EdF die größten Stromkonzerne in Europa. Neben den großen Vier, die auch gleichzeitig die Netzbetreiber sind, tummeln sich auf dem Schlachtfeld Deutschland zirka 1000 Energieanbieter, ein freier Markt möchte man meinen, doch müssen die kleineren Erzeuger ihren Strom zur Steckdose des Kunden transportieren und ohne die Netze der Großen geht das nicht.

Die Stromererzeuger müssen eine Einspeisungs- oder Durchleitungsgebühr an den Netzbetreiber zahlen. Da hierbei Interessen kollidieren, tobt ein ständiger Kampf zwischen David und Goliath. Die Bundesregierung hat für die Überwachung des Wettbewerbs die Bundesnetzagentur gegründet. Die Agentur hat die Aufgabe, einen diskriminierungsfreien Netzzugang zu gewährleisten und die von den Unternehmen erhobenen Netznutzungsentgelte zu kontrollieren.

Dies soll den Endverbrauchern nicht nur durch größere Auswahlmöglichkeiten bei den Energielieferanten, sondern auch in Form günstigerer Preise zugute kommen. Doch der Strompreis, den der Endkunde zahlt, setzt sich nicht nur aus dem Erzeugerpreis und der Netznutzungsgebühr zusammen. Strom ist ein Produkt, das den Gesetzen des Marktes unterliegt und an der Leipziger Strombörse (EEX) gehandelt wird. Da die Kapazitäten knapp sind und der Bedarf steigt, steigt auch der Preis. An der EEX sind etwa 150 Stromerzeuger aus 19 Ländern aktiv. Deutschland ist einer der größten Exporteure von Elektroenergie und gleichzeitig Importeur, die Mischung macht's. Während der E.ON-Konzern seinen Kunden um die Jahrtausendwende noch vorgegaukelt hatte, sich seinen Strom für die heimische Steckdose selbst mixen zu können, der vielleicht umweltbewußte Verbraucher konnte durch Kreuzchen im Vertrag auswählen, ob er lieber mit 80 Prozent Kernkraft und 20 Prozent aus Kohleenergie seine vier Wände erhellen oder lieber mit einem Mix aus Wind, Wasser und Solarstrom sein Gewissen beruhigen wollte, geht es an der Strombörse allein ums Geld. Zwar wurde E.ON die Verbraucherverdummung mittlerweile verboten, doch auch eine „Kennzeichnungspflicht" für die Art der Stromerzeugung ist in Anbetracht des internationalen Handels eher Augenwischerei und beruhigt nur den, der fest daran glauben will. Eine feste Größe für den Kunden hingegen ist der Preis, der auf der Rechnung steht, und da hat sich seit der Liberalisierung einiges getan.



Zukunftsweisend? Sigmar Gabriel setzt auf Windenergie. Foto: ddp

Während der staatlich verfügte Anteil an den Stromkosten 1998 noch ein Viertel betrug, liegt er heute bei rund 40 Prozent. Eine durchschnittliche Stromrechnung für einen Drei-Personen-Haushalt liegt bei einem Verbrauch von 3500 Kilowattstunden etwa bei 57 Euro monatlich.

Der Stromanbieter kassiert davon lediglich 35 Euro, fünf Euro fließen als Konzessionsabgabe an die Kommunen, sechs Euro gehen als Stromsteuer an das Finanzamt, mit einem Euro wird der Bau von Anlagen nach dem Kraft-Wärme-Kopplungs-Gesetz gefördert und zwei Euro fließen in die Förderung von Projekten nach dem Erneuerbare-Energien-Gesetz. Satte 22 Euro für Nebenkosten. Die Erhöhung der Mehrwertsteuer zum 1. Januar 2007 schlug noch einmal mit 1,50 Euro zu Buche.

Mit Blick auf den von der Bundesregierung beschlossenen Ausstieg aus der Kernenergie, die einen Anteil von 29 Prozent der Stromerzeugung ausmacht, wird schnell klar, daß sich auch bei einem Aufstocken der Energieerzeugung aus erneuerbaren Energien auf zwölf Prozent bis zum Jahr 2010 eine Vergrößerung des Anteils der Energiegewinnung aus Gas und Kohle kaum vermeiden läßt. Da im Kyotoprotokoll aber die Senkung der Kohlendioxyd-Emission vorgesehen ist, müssen die Stromerzeuger mit steigenden Preisen für die CO_2-Emissionszertifikate rechnen, was sich letztlich in den Strompreisen niederschlägt. Angesichts der Milliardengewinne der Stromerzeuger ist die Liberalisierung des Strommarktes Deutschland allenfalls ein Geschäft für die Großen der Branche. Das bewies der am Anfang des Monats stattgefundene Energiegipfel der Bundesregierung, in dessen Vorfeld 126 Stromanbieter ihre Preise um bis zu 34 Prozent erhöht hatten. Die Konzerne nutzten die Gelegenheit.

Zum 1. Juli fiel die staatliche Kontrolle der Stromtarife.

Sparen durch Wechsel des Anbieters

Mit einem Wechsel des Stromanbieters läßt sich unter Umständen einiges an Geld sparen. Doch nur wer genau hinschaut, profitiert davon. Da viele Anbieter mit Prämien werben, liegt es am Verbraucher, wie hoch er diese bewertet.

Der Umstieg auf einen neuen Anbieter ist einfach, völlig risikolos und kostet nichts. Anders als beim Wechsel der Telefongesellschaft kann es zu keiner Unterbrechung der Versorgung kommen, da der örtliche Anbieter jederzeit die Versorgung sichern muß, dazu ist er per Gesetz verpflichtet. Der Wechsel findet für den Verbraucher unbemerkt statt, auch ein Zählerwechsel ist nicht nötig.

Der neue Anbieter speist die von seinen Kunden verbrauchte Strommenge in das Netz des Betreibers ein und rechnet mit dem Endkunden ab.

Kaum Aufwand, dafür aber geringere Kosten

Der örtliche Versorger stellt dem neuen Anbieter dann eine sogenannte Durchleitungsgebühr in Rechnung. Der Kunde merkt von alldem nichts, nur seine Stromrechnung bezahlt er nach dem Wechsel bei seinem neuen Anbieter.

Der unabhängige Dienstleister Verivox (www.verivox.de) berät über eine kostenfreie Telefonnummer (08 00 / 8 08 08 90) schnell und kostenlos. Auch Verbraucherzentralen helfen beim Anbieterwechsel. Man muß nur den derzeitigen Versorger, Tarif, Stromverbrauch (letzte Rechnung) und den Wohnort angeben. Der Service ermittelt dann den günstigsten Anbieter.

Auf jeden Fall sollte man auf eine Preisgarantie für mindestens ein Jahr achten, auch sollte die Mindestlaufzeit für den Vertrag nicht mehr als zwölf Monate betragen.

Eine Kündigungsfrist von maximal drei Monaten ist danach üblich. Tarife mit Jahresvorauszahlung sind zwar besonders günstig, bergen aber das übliche Risiko des Geldverlustes im Falle von Unternehmenspleiten.

Hat man den richtigen Anbieter gefunden, muß nur noch der Antrag ausgefüllt werden und an den neuen Stromversorger geschickt werden. Eine Kündigung beim alten Stromlieferanten ist nicht nötig. Das erledigt der neue Stromversorger. *M. A.*

Der Krieg als Vater aller Dinge

Das Völkerringen zwischen 1914 und 1918 trieb die Elektrifizierung Deutschlands erheblich voran

Von Manuel Ruoff

Die Geschichte der Elektrifizierung unseres Landes reicht bis in die späten 70er / frühen 80er Jahre des vorletzten Jahrhunderts zurück. Damals errichteten und betrieben private Unternehmer Kleinkraftwerke, um die Vorzüge der Elektrizität zu demonstrieren. In den größeren Städten folgten Blockstationen, die kleine Stadtviertel oder eben Straßenblöcke mit Strom versorgten. Anfänglich wurde Strom nur zur Beleuchtung genutzt. Wegen seines hohen Prestigewertes, des Sicherheitsgewinnes, der Geruchsneutralität und der geringen Wärmeentwicklung machte der Strom hier schnell Petroleum und Gas in Hotels, Restaurants, Kaufhäusern, öffentlichen Gebäuden und Theatern Konkurrenz. Führend in der Entwicklung war die Reichshauptstadt, in der viele Elektroindustrieunternehmen ihren Sitz hatten. 1885 ging hier das erste der öffentlichen Stromversorgung dienende Kraftwerk ans Netz. Einen großen Innovationsschub brachte der Wechsel vom Gleichstrom zum Wechselstrom, da sich letzterer mit viel geringerem Verlust über weite Entfernungen transportieren ließ. Die Produktion mußte nun nicht mehr am Orte des Verbrauchs stattfinden, und es wurde reizvoll, größere Kraftwerke zu bauen, da der Absatzmarkt durch die bessere Transportmöglichkeit größer wurde. Da die Stromkabel über beziehungsweise unter öffentlichem Grund verliefen, bekam die öffentliche Hand einen Fuß in die Tür. Viele Kommunen nutzten diese Macht, um sich an Stromanbietern zu beteiligen oder diese in ihren Alleinbesitz zu bringen. Das war auch insofern sinnvoll, als die Elektrifizierung mit einem Investitionsbedarf verbunden war, der wohl nur noch mit dem des vorangegangenen Eisenbahnbaus verglichen werden kann.

Bis heute gehört es zu den ungelösten Problemen der Elektrizitätswirtschaft, daß Strom sich nicht effizient speichern läßt, die Nachfrage aber nicht konstant ist. Damals war das Problem noch größer, da Strom anfänglich nur für die Beleuchtung genutzt wurde. Deshalb wurde von der kapitalintensiven und deshalb einflußreichen Stromindustrie die Verwendung von Elektromotoren massiv vorangetrieben. Ein wichtiger Verbraucher von Kraftstrom wurden die in den größeren Städten gebauten elektrischen Straßenbahnen sowie die Wasserwerke. Aber auch die private Wirtschaft nahm nun zunehmend Kraftstrom ab. Dampfmaschinen und Gasmotoren wurden durch Elektromotoren ersetzt. Mit der Entwicklung des Drehstromasynchronmotors war hierzu bereits vor der Jahrhundertwende die technische Voraussetzung geschaffen. Einen Durchbruch brachte bemerkenswerterweise der Erste Weltkrieg trotz seiner ansonsten verheerenden Wirkungen auf Deutschland. Der Mangel an Leuchtstoffen, Kohle und Arbeitskräften beschleunigte den Anschluß an die öffentliche Stromversorgung vor dem Hintergrund einer mit Staatshilfe durchrationalisierten Kriegswirtschaft. Nach dem Krieg, als der Mittelstand sich Hauspersonal nicht mehr leisten konnte, stieg die Verwendung von Haushaltsgeräten mit Elektromotoren massiv an.

In dem Maße, in dem die Stromversorgung erweitert wurde, erweiterte sich der Markt und damit auch die Nachfrage. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg war mit wenigen Ausnahmen die flächendeckende Versorgung Deutschlands mit Strom erreicht.

Forscher im Machbarkeitswahn

Stammzellenforschung: Ethische Bedenken bringen Wissenschaftler um neue Erkenntnisse

Von Rebecca Bellano

Ein Wundermittel, das Parkinson, Alzheimer, Querschnittslähmung und Diabetes heilt und sogar neue Organe herstellen kann? Das klingt doch sehr phantastisch und erinnert an so manche Versprechen herumfahrender Quaksalber aus dem vorletzten Jahrhundert, die mit einer einzigen Medizin unzählige Krankheiten heilen wollten, doch das einzige Ergebnis waren bestenfalls Kopfschmerzen, denn die Wundermittel bestanden hauptsächlich aus Alkohol.

Kopfschmerzen bekommt jetzt auch der medizinische Laie, versucht er sich mit den Argumenten der Stammzellenforscher und ihrer Gegner auseinanderzusetzen. Die Forscher sichern ähnliches wie die fahrenden Quaksalber von einst zu, nur sprechen im Falle der Wissenschaftler durchaus einige Punkte für ihre Versprechungen. Diese besagt, daß man mit Stammzellen zahlreiche Krankheiten heilen oder zumindest lindern kann.

Doch was sind diese Stammzellen überhaupt? Stammzellen sind Körperzellen, die noch nicht ihre Aufgabe gefunden haben, aber als „Reserve" auf Abruf bereit sind. Sogenannte adulte Stammzellen kommen im geborenen Lebewesen in zahlreichen Organen vor. Sie lassen sich relativ leicht in andere Zelltypen umwandeln. Und so ist es nicht ungewöhnlich, daß Stammzellen aus dem Knochenmark bei Bedarf von alleine zur Leber wandern und Aufgaben von Leberzellen übernehmen. Embryonale Stammzellen, die aus dem Zellhaufen eines etwa zwei Wochen alten Embryos gewonnen werden, können sich nach aktuellem Wissensstand unentwegt teilen. Ihr Potential ist noch größer als das der adulten Stammzellen, da diese Zellen zu bis zu 200 Gewebesorten heranwachsen können.

Stammzellen sind also Bausteine des Lebens und mit diesen Bausteinen möchten deutsche Forscher endlich besser arbeiten können. Adulte Stammzellen stehen ihnen zwar für Grundlagenforschung und auch für medizinische Versuche zur Verfügung, doch bei embryonalen Stammzellen hat der deutsche Gesetzgeber aus ethischen Aspekten einen Riegel vorgeschoben. Das Embryonenschutzgesetz und die sogenannte Stichtagsregelung verbieten ihnen, in Deutschland mit hier gewonnenen embryonalen Stammzellen beziehungsweise jenen aus dem Ausland, die nach dem 1. Januar 2002 entstanden sind, zu forschen. Embryonen zu Forschungszwecken heranzuzüchten, um sie dann – vielleicht gar noch zur Gewinnerzielung – zu töten, sei ethisch nicht vertretbar.

Vergangene Woche hat aber der 2001 unter der Schröder-Regierung einberufene, jetzt scheidende Nationale Ethikrat mit einer neuen Stellungnahme seine eigene Entscheidung von 2001 in Frage gestellt. Die Zeit habe gezeigt, daß die Stichtagsregelung deutsche Forscher isoliere und auch ihre Forschungsergebnisse verzerre. Erstens dürften sie nicht mit Forschern anderer Länder zusammenarbeiten, da die mit embryonalen Stammzellen arbeiten, die anderen „Herstellungskriterien" unterliegen, und zweitens seien die alten hauptsächlich aus Schweden, Belgien und Israel gelieferten embryonalen Stammzellen inzwischen verseucht. Da die Forschung vor einigen Jahren noch Eiweiße aus Mäusen als Nährlösung für die menschlichen Zellen verwendet habe, seien diese inzwischen teilweise mutiert beziehungsweise würden von menschlichem Immunsystem im Falle einer in Deutschland derzeit noch nicht erlaubten Verpflanzung abgestoßen werden. Zudem hätten derartige Zellen im Ausland bei den Versuchstieren Krebs hervorgerufen. Ob die Krebserkrankung nur an den veralteten Stammzellen liegen mag oder ob der Körper sich auf diese Art gegen derartige Eingriffe von außen wehrt, ist eine Frage, die Kritiker dieser Forschung neben den ethischen Aspekten bewegt.

Forscher hingegen argumentieren, daß Nichtwissen keine Alternative sei, nur weitere Versuche würden Klarheit schaffen.

Wird in Deutschland nun die Stichtagsregelung fallen, auf einen jüngeren Zeitpunkt vorverschoben oder beibehalten? Diese Frage wird in den nächsten Monaten heiß diskutiert werden. Wer ehrlich ist, entdeckt in dieser Regelung allerdings nur Heuchelei: Sie ist, wie ein bißchen schwanger zu sein! Forschen ja, aber nur an alten embryonalen Stammzellen aus dem Ausland. Als ob sich bei Embryonen aus dem Ausland nicht die ethische Frage stellen würde. Teile des Nationalen Ethikrates fordern eine eigene Stammzellenbank anzulegen, die man auch besser kontrollieren kann. Die embryonalen Stammzellen, da zum Teil nicht benötigtes „Abfallprodukt" bei künstlichen Befruchtungen, sind in Deutschland bereits vorhanden, nur werden sie derzeit weggeworfen. Wegwerfen oder forschen? Ethisch betrachtet ist beides durchaus diskussionswürdig, doch im Falle des Forschens könnten die embryonalen Stammzellen immerhin Erkenntnisgewinn bei einer noch jungen Wissenschaft bringen.

„Wenn Sie das Buch des Lebens kennenlernen wollen, müssen Sie es natürlich von Anfang bis Ende lesen", erklärt Detlev Ganten, Vorstandsvorsitzender der Charité Universitätsmedizin Berlin, seine Forderung, auch an embryonalen Stammzellen ungehindert forschen zu können. Er will erforschen, ob man Stammzellen – adulte wie embryonale – dazu anregen kann, Heilungsprozesse im Körper zu befördern. Ob dies nur Wunschträume oder reale Hoffnungen sind, kann letztendlich nur die Forschung belegen.

Stammzellen: Nabelschnurblut wird im keimfreien Speziallabor für die Lagerung aufbereitet. Foto: keystone

MELDUNGEN

Disziplin im Trend

Berlin – Traditionelle Werte wie Disziplin und Pflichtbewußtsein gewinnen unter deutschen Jugendlichen an Bedeutung. Das beobachtet der Leiter der Shell-Jugendstudie, Prof. Klaus Hurrelmann. „Die Null-Bock-Generation ist Vergangenheit, die Werte der Großeltern sind wieder da", so der Jugendforscher in einem Interview mit der „Welt am Sonntag". 90 Prozent der Jungen und Mädchen zwischen zwölf und 17 Jahren seien konstruktiv, leistungsfähig und wollten etwas erreichen. Nur etwa zehn Prozent seien dem gesellschaftlichen Druck und der Anspannung nicht gewachsen und betäubten sich mit Alkohol, Musik und Partys. Entscheidend für die Einstellung von Jugendlichen sei das Vorbild der Eltern: „Ihre Werte werden abgeguckt und ein bißchen mit eigenen Lebensvorstellungen kombiniert. Sind die Werte verlottert, leben es Jugendliche nach." Leider seien immer mehr Eltern – etwa ein Drittel – mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert und bräuchten Hilfe. *idea*

Doch kein WM-Baby-Boom

Wiesbaden – Wie das Statistische Bundesamt mitteilt, hat sich nach vorläufigen Ergebnissen die Zahl der lebend geborenen Kinder im ersten Quartal 2007 mit 149 300 Kindern gegenüber dem Vorjahresquartal (148 700) nur geringfügig erhöht (+ 0,4 Prozent). Dabei standen 76 700 Geburten von Jungen 72 600 Geburten von Mädchen gegenüber. Die hohen Zuwachsraten, wie sie von einigen Medien gemeldet worden waren, blieben damit bisher aus. Bei den Sterbefällen ergab sich im ersten Quartal 2007 eine leichte Abnahme um 1100 Fälle oder 0,5 Prozent auf 206 500. Somit wurden im ersten Quartal 2007 57 200 weniger Kinder geboren als Menschen verstarben.

Ost-Deutsch (25):

Krach

Von Wolf Oschlies

Deutschlands Große Koalition habe einen regionalen „krach" erlitten, meldeten unlängst russische Medien. Es ging um die Bremer Wahlen, also nicht um Krach im Sinne des althochdeutschen Verbs „krahhon", das lautmalend mißtönende Geräusche bezeichnete. Davon leitet sich das Substantiv „Krach" ab, das bei uns drei Grundbedeutungen hat: Lärm (ohrenbetäubender Krach), Zank (mit jemandem Krach haben) und Pleite.

Nur die letztgenannte Bedeutung, bei uns in Komposita gebraucht – Börsen-, Firmen-, Bankenkrach –, lebt in allen slawischen Sprachen, beginnend mit dem Russischen, in das nach 1905 Max Webers pessimistische Prognosen für Rußland übersetzt wurden: Die Autokratie zerfällt, Demokratie und liberale Marktwirtschaft haben dort keine Chance – ein totaler Bankrott droht, eben ein „krach", wie die Russen übersetzten.

1993 fand ich diesen „krach" in Sofia wieder. Ich hatte mir ein Buch von Todor Shiwkoff – vormals „dienstältester" Staats- und Parteichef Osteuropas, jetzt im Hausarrest – gekauft, in dem ich ungläubig las: „Bereits eingangs der 70er Jahre spürte ich, daß im kommunistischen System ein Krach angelegt ist". Mit Hilfe guter Freunde drang ich zu Shiwkoff vor, der mir bestätigte: Jawohl, das ganze System war ein absehbarer „krach"!

„Krach" als Synonym für den Riesenfehlschlag – so ist der Wortgebrauch bei unseren Nachbarn: In Rußland zeichnet sich ein „Immobilien-Krach" ab, weil man zu viel gebaut hat und keine Interessenten findet. In Kroatien wird gefragt, ob der „financijski krah" oder der „turisticki krah" größer seien. Nach der jüngsten Fußball-Weltmeisterschaft beklagte Osteuropa seinen „fudbalski krach" etc.

Dazu Verben, die zwar deutsch klingen, für Deutsche aber nicht nachvollziehbar sind: „Vzkvétat nebo krachovat", definieren Tschechen bündig die Marktwirtschaft: Aufblühen oder „krachen". „Budou lékárny krachovat" (werden Apotheken Pleite machen), fragten sie 2006, als es zu viele davon gab. Bei Südslawen fürchtet man zu „krahirati", beim kroatischen Fußballklub „Hajduk", wo man „necemo istrositi te potom krahirati" (sich nicht verausgaben und dann scheitern will). Gut ist nur, daß es im Umgang mit uns keine neuen „krachy" gibt, wie Ruinen tschechisch heißen.

Traumatisierte fordern Millionen

Nachkommen von Holocaustopfern klagen in Tel Aviv gegen die Bundesrepublik

Von Maria Bornhöft

„Das ist heute ein bedeutender Tag und ein guter Tag", mit diesen Worten würdigte Bundespräsident Horst Köhler Mitte Juni in einer Feierstunde im Schloß Bellevue den Abschluß der NS-Zwangsarbeiterentschädigung. Bis dahin hatte die 2000 gegründete Stiftung „Erinnern, Verantwortung und Zukunft" 4,4 Milliarden Euro an 1,7 Millionen Betroffene ausgezahlt. Gut 425 Millionen Euro verbleiben noch in der Stiftung, die hiervon Projekte zur Erinnerungsarbeit unterstützen will.

So mancher mag die Veranstaltung auch als eine Art Schlußstrich unter das Thema NS-Wiedergutmachung gesehen haben, doch wer so dachte, wurde eines besseren belehrt. Es waren noch nicht einmal vier Wochen vergangen, da meldeten die Tageszeitungen: „Holocaust-Trauma – Berlin soll zahlen".

Kinder von Überlebenden des Holocaust haben in Tel Aviv vor einem israelischen Gericht eine Sammelklage eingereicht. Deutschland soll für Betroffene – etwa fünf Prozent von 400 000 genannten Nachkommen – zwei Therapie-Sitzungen pro Woche für die nächsten drei Jahre finanzieren. Die Kosten für die 15 000 bis 20 000 zu behandelnden Personen werden mit 7,3 Millionen Euro pro Jahr veranschlagt.

Therapie-Sitzungen sollen bezahlt werden

Der Vertreter der Ankläger, Baruch Masor, schilderte vor Pressevertretern das Leid seiner Mandanten. Er berichtete von Kindern, die erleben mußten, wie ihre Großmutter bis zum Lebensende ihr Brot unterm Kopfkissen versteckte, weil sie nie die Angst loswurde, daß man ihr Essen klaut und sie verhungern muß. Auch nannte er Nachkommen, die erleben mußten, wie ihre Eltern bis an ihr Lebenende in Momenten, in denen sie von der Erinnerung überwältigt wurden, unvermittelt in Tränen ausbrachen. Die Erziehung durch traumatisierte Eltern hätte viele Kinder verstört und ihnen auf Dauer einen Knacks mitgegeben. Mancher Deutscher dieser Generation kann ähnliches berichten. Seine ausgebombten, vertriebenen oder durch Gefangenschaft und Vergewaltigung traumatisierten Elternteile haben ihm keine unbeschwerte Kindheit ermöglicht, doch bei allem Verständnis für die Leiden der jüdischen Betroffenen fühlen sich viele Deutsche als Melkkuh. Schließlich wären sie als deutscher Steuerzahler jene, die die Therapien der Kläger zahlen müßten, während sie selbst nie eine solche Behandlung in Anspruch nehmen können und wohl auch kein Verständnis dafür erhielten.

Die Klage ist nicht zulässig

Angesichts der Tatsache, daß Deutschland seit Anfang der 50er Jahre bis 2006 64,5 Milliarden Euro für Entschädigungsleistungen gezahlt hat – gut ein Drittel davon an Israel –, ist die Summe, die die jetzigen Kläger fordern minimal, trotzdem hat die deutsche Botschaft in Tel Aviv die Annahme der Klageschrift wegen Nicht-Zuständigkeit verweigert. Zwar behauptet Baruch Masor, er hätte Kontakt zu einer „hochrangigen Persönlichkeit der Bundesregierung", doch bisher hat ihm dieser offenbar nichts gebracht. Aus völkerrechtlichen Gründen (Staatenimmunität) ist zudem eine Klage gegen die Bundesrepublik Deutschland oder ihre Organe vor einem ausländischen Gericht nicht zulässig, aber Baruch Masor und sein federführender Anwaltskollege Gideon Fisher hoffen, so Druck auf die Bundesregierung ausüben und sie zu einer außergerichtlichen Einigung bewegen zu können. Diese Strategie hatte durchaus schon Erfolg, denn selten hat die Bundesrepublik Deutschland freiwillig gezahlt. Schon in den 50er Jahren wurde von den Alliierten Druck ausgeübt. Besonders die Jewish Claims Conference war stets engagiert: „Da mußte jedes Zugeständnis abgerungen werden", so deren deutscher Repräsentant im Zusammenhang mit der NS-Zwangsarbeiter-Entschädigung, welche die deutsche Wirtschaft und Regierung angesichts der bereits gezahlten Milliarden an andere Opfergruppen anfänglich zu vermeiden suchten. Erst als das Bundesverfassungsgericht nach der Wiedervereinigung keinen Grund mehr für die Unterlassung einer Wiedergutmachung sah und NS-Opfer mit Sammelklagen vor US-Gerichten gegen VW, AEG oder Siemens drohten, zahlten unter der rot-grünen Schröder-Regierung Bund und Wirtschaft je fünf Milliarden D-Mark. Hiervon wurden von den einst über zehn Millionen Zwangsarbeitern die zu dem Zeitpunkt noch lebenden 1,7 Millionen entschädigt. Auch sie haben noch traumatisierte Nachkommen, die klagen könnten.

MELDUNGEN

Alle Kritiker ausweisen

Caracas – Als eine „Frage der nationalen Würde" bezeichnete der venezolanische Präsident Hugo Chavez seine Entscheidung, ausländische Kritiker des Landes zu verweisen. Allerdings hagelt es nicht nur von ausländischen Personen Kritik, auch im Inland wird Chavez' Politik inzwischen mit Vorwürfen bedacht. So wurden um die staatliche Ölgesellschaft Petroleos Korruptionsvorwürfe und interne Streitigkeiten bekannt. Schuld hieran sei unter anderem die starke Einflußnahme des Präsidenten auf das Unternehmen.

Sicherheitsrisiko für die EU?

Prag – Werden ab dem 1. Januar 2008, auf den Tag 15 Jahre nach dem Zerbrechen der Tschechoslowakei, Tschechen und Slowaken wieder grenzenlos vereint sein? Der tschechische Innenminister Ivan Langer war Ende Juli überzeugt, „nächstes Jahr bei Reisen in die Slowakei keinen Paß mehr zu brauchen", weil dann die EU-Staaten Tschechien und Slowakei auch dem Schengener Abkommen angehören werden. Dieser seit 1995 geltende Vertrag sieht den Abbau von Kontrollen an gemeinsamen Grenzen der EU-Staaten vor. Die Slowakei hat damit keine Probleme, während Tschechien als unsicherer Kantonist gilt, dessen kaum reformierter Polizei-, Zoll- und Ausländergesetze die Schengen-Mitgliedschaft gefährden. Die Minderheitsregierung unter Premier Mirek Topolánek, zusammengesetzt aus dessen Demokratischer Bürgerpartei (ODS), Grünen (SZ) und Christdemokraten (KDU-CSL), betreibt derzeit eine massive Informationskampagne, die sie auch von eigenen Sorgen befreien soll: Die ODS gilt als höchst „euroskeptisch", hat mit inneren Flügelkämpfen zu tun, und die Koalition ist mit ihren 100 Parlamentssitzen auf die Tolerierung der oppositionellen Sozialdemokraten angewiesen. Auch nicht glücklich ist Brüssel, das die 2000 Kilometer Außengrenzen Tschechiens weiterhin als Sicherheitsrisiko ansieht. *Oschlies*

Ein beschämender Kuhhandel

Zur »Begnadigung« der bulgarischen Krankenschwestern in Libyen

Von R. G. Kerschhofer

Eine Hinrichtung der fünf bulgarischen Krankenschwestern und eines von Bulgarien inzwischen eingebürgerten palästinensischen Arztes, die in Libyen zum Tode verurteilt worden waren, war wegen der Verquickung mit dem Fall Lockerbie nie sehr wahrscheinlich. Mit der „Begnadigung" zu lebenslanger Haft hat der oberste libysche Justiz-Rat, eine politische Instanz, die Ungewißheit zwar beendet, zugleich aber wurde ein beschämender Kuhhandel offenkundig – der nicht einmal islamischem Recht entspricht. Daß noch in letzter Minute Frankreichs Präsident Sarkozy mit der EU darum wetteiferte, wessen Erfolg denn die Freilassung sei, macht alles noch unwürdiger.

Es begann – ja wann eigentlich? Fest steht, daß 1998 bei libyschen Kindern HIV entdeckt wurde. Anzumerken ist, daß im Orient HIV-Infizierte und deren Familien nicht nur wegen medizinischer Mängel leiden. Auch die gesellschaftliche Isolation ist stärker als im Westen, wo Aids dank lautstarker Gruppen fast schon zum guten Ton gehört. Bei Infektion eines Kindes fällt der Verdacht zudem primär auf die Mutter, der man Unmoral unterstellt.

Im konkreten Fall ging das Problem aber von einem Spital aus. Im Februar 1999 wurden 19 meist bulgarische Bedienstete verhaftet – mit dem Vorwurf, sie hätten die Kinder vorsätzlich infiziert. Die grotesken Anschuldigungen dürften von Leuten der Gesundheitsverwaltung stammen, die so ihren Kopf aus der Schlinge ziehen und zugleich der Führung „Munition" im Konflikt mit dem Westen liefern konnten. Der Druck auf Libyen wegen des Lockerbie-Anschlags war damals am Höhepunkt – und bei Fehlern im eigenen Bereich sind fremde Sündenböcke nicht nur unter Diktatoren sehr begehrt.

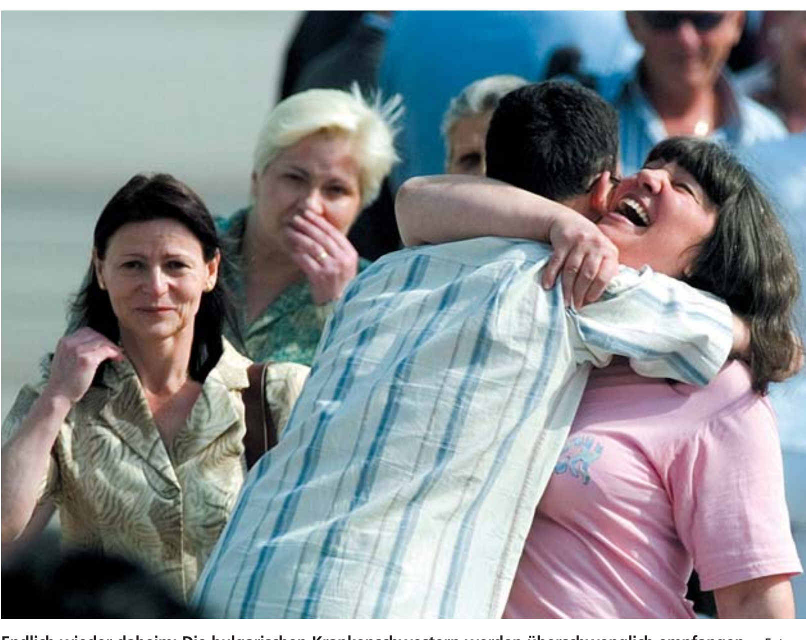
Weniger trivial und somit lehrreicher ist, warum die Anschuldigungen in Libyen und anderswo geglaubt wurden: Libyen war damals ein „Schurkenstaat", und das Volk litt an den Sanktionen. Sanktionen bewirken aber stets eine Solidarisierung, und wer verfolgt wird, sieht Verfolgung auch dort, wo es unbegründet ist! Zur „Glaubwürdigkeit" beigetragen hat, daß Fälle wie „Todesengel" im Spital, Organraub und Verdächtigungen gegen die Pharma-Industrie stets breitgetreten werden, um die „Verkommenheit des Westens" zu illustrieren. So hieß es, die Kinder seien infiziert worden, um ein Aids-Präparat zu testen.

Die meisten Beschuldigten wurden freigesprochen. Die eingangs Erwähnten hingegen wurden in einem mehrjährigen Verfahren, das durch alle Instanzen ging, für schuldig befunden, „wissentlich" über 400 Kinder über Blutkonserven mit HIV infiziert zu haben. Dies, obwohl sie ihre unter Folter erpreßten Geständnisse widerriefen und obwohl internationale Experten den hygienischen Verhältnissen im Spital die Schuld gaben. Für den Mangel an sauberem Material waren makabererweise die Sanktionen mitverantwortlich.

Im Lauf des Verfahrens war mehrmals ein Austausch gegen den als Lockerbie-Attentäter verurteilten Libyer Megrahi angeklungen. Unabhängig davon verfolgte Saif-ul-Islam El-Gaddafi, der zweite Sohn von Muammar El-Gaddafi, eine Entschädigungslösung nach islamischem Recht. Das Prinzip der materiellen Abgeltung eines Kapitalverbrechens („diyya", oft „Blutgeld" genannt und altbabylonischen Ursprungs) bezweckt, Blutfehden zu vermeiden: Die Sippe des Täters zahlt an die Sippe des Opfers, und die Sache ist erledigt.

Dem hat der oberste Justiz-Rat aber nicht entsprochen. Denn trotz Zusage von einer Million Dollar je Opfer und Behandlung in Europa wurden die Bulgaren nicht freigesprochen: Sie wurden „zur Verbüßung der Strafe" in die Heimat überstellt, wo sie der dortige Staatspräsident begnadigen durfte – indirekt eine Bestätigung des Schuldspruchs! Und in Libyen läuft gegen die Bulgaren noch ein Verfahren wegen „Verleumdung" der Polizisten, die vom Foltervorwurf freigesprochen wurden …

Daß die Sippe der Europäer mitspielt und zahlt – auch wenn das Geld auf verschlungenen Pfaden über eine Stiftung läuft – ist Beleg für doppelte Moral und für Schwäche. Denn auf Geheiß von Sippen, die sich selber nicht um Moral scheren, spielt man in einigen Fällen – etwa Iran und auch Rußland – Moralapostel, um dann bei anderen Öl- und Gas-Sippschaften erst recht beide Augen zudrücken zu müssen.



Endlich wieder daheim: Die bulgarischen Krankenschwestern werden überschwenglich empfangen. Foto: pa

Das System Gaddafi

Muammar El-Gaddafi wurde in Großbritannien zum Offizier ausgebildet, wandte sich aber – wie viele junge Araber – als Reaktion auf den Kolonialismus dem „Panarabismus" zu. Nach dem Vorbild von Gamal Abd-el-Nasser gründete er einen „Bund freier Offiziere" und stürzte 1969 den libyschen König. Abd-el-Nasser war damals bereits vom „Sechstage-Krieg" gezeichnet und todkrank. So konnte Gaddafi hoffen, gleichsam als Nachfolger des Ägypters zum Führer der arabischen Nation aufzusteigen.

Daß ihm das nicht gelang, hat Gründe. Der wichtigste ist, daß seine Hausmacht Libyen zu unbedeutend war, um damit anderen Arabern imponieren zu können. Auch fand er mit seinem sprunghaften Wesen und seinen „beduinischen" Verkleidungen bei den meist seßhaften Arabern, insbesondere im volkreichsten Land Ägypten, wenig Anklang. Als Ersatzbefriedigung tat er, was nur Großmächte ungestraft tun dürfen: Er unterstützte Untergrundbewegungen und Geheimdienstoperationen. Zeitweise – wie jetzt wieder – war er Verfechter eines Vereinigten Afrika. Doch mit zwei Millionen illegalen Schwarzafrikanern im Land kommt selbst bei einem „Panafrikaner" hervor, was hier „Rassismus" heißt.

Libyen ist heute eine Art Räterepublik geleitet von „Volkskomitees". Es gibt formell gar kein Staatsoberhaupt und keine Regierung. Als „Bruder Führer" sitzt der Privatmann Gaddafi dennoch fest im Sattel. Spannend ist, was danach kommen wird. Vieles deutet darauf hin, daß sein zweitältester Sohn Saif-ul-Islam („Schwert des Islam") als Nachfolger aufgebaut wird. Saif hat an einer Wiener Privatuniversität studiert und war Gast am Wiener Opernball. In Deutschland wurde er als Vorsitzender der „Gaddafi-Stiftung" bekannt, die den Freikauf deutscher Geiseln auf den Philippinen einfädelte. Von Saif wäre eine weniger sprunghafte Politik zu erwarten als von seinem Vater. Allerdings wird der Papa im September erst 65 und ist noch recht munter. *RGK*

»Lieber die Russen«

Ungarn ziehen Moskau Wien vor

Von R. G. Kerschhofer

Zwischen dem österreichischen Öl- und Gas-Konzern OMV und dem ungarischen Gegenstück MOL spielt sich seit Ende Juni ab, was man andernorts bombastisch eine „Übernahmeschlacht" nennen würde. Es ist zumindest ein trickreiches Geplänkel, in dem die kleinere MOL staatliche und anscheinend auch russische Schützenhilfe hat. Manches erinnert dabei an vergangene Zeiten: einerseits an die ständigen Rivalitäten in den Jahrzehnten der Doppelmonarchie, andererseits an den Ostblock, als Ungarn außenpolitisch der treueste Vasall Moskaus war.

Die OMV, wie die MOL einst Staatsbetrieb, wurde 1994 mehrheitlich privatisiert, hat aber zwei staatliche Kernaktionäre, die österreichische ÖIAG mit 31,5 Prozent und die IPIC aus Abu Dhabi mit 17,6 Prozent. Die MOL wurde fast zur Gänze privatisiert. Beide kämpfen um Südosteuropa – durch Errichtung eigener Tankstellen wie durch Aufkauf lokaler Firmen.

Mit Übernahme der slowakischen Slovnaft und einer Sperrminorität bei der kroatischen INA machte MOL das Rennen in den „Ländern der Stephanskrone". In der Region insgesamt führend ist aber die OMV, die selbst in Ungarn 14 Prozent Marktanteil hat. Und seit sie 2003 in Süddeutschland Tankstellen von BP / Aral, Shell / DEA und Avanti sowie 2004 die Mehrheit an der rumänischen PETROM übernahm, ist sie „die Nummer Eins zwischen Schwarzwald und Schwarzem Meer". Im Vorjahr kaufte sie überdies 34 Prozent des türkischen Ölkonzerns Petrol Ofisi.

Zum Mißfallen der Ungarn hatte die OMV schon vor sieben Jahren zehn Prozent der MOL-Aktien erworben. Nun stockte sie den Anteil auf 18,6 Prozent auf, vor allem mit jenem Aktienpaket, das bisher dem „reichsten Mann in Ungarn" gehörte, dem russischen Oligarchen Medget Rachimkulow. Der steht zwar in der russischen Rangliste nur auf Platz 41, wird aber allein in Ungarn mit 600 Millionen Euro gehandelt. Der Verkauf an die Österreicher trägt ihm allerdings nicht nur ungarische Kritik ein: Er habe einfach an den Meistbietenden verkauft und nicht wie ein „russischer Patriot" gehandelt, heißt es.

Die ungarische Regierung und die Führung von MOL sind strikt gegen ein Zusammengehen mit der OMV, die angeblich schon ein Übernahmeangebot ausgearbeitet hat. Die Tageszeitung „Népszabadság" zitiert den MOL-Chef mit der Aussage, er kenne mindestens zehn andere, die als Partner besser wären als die Österreicher, und er nannte Rosneft und Lukoil.

Wenig überraschend, denn von Ministerpräsident Gyurcsány abwärts, der selbst als einer der reichsten Ungarn gilt, sind heute alle wichtigen Positionen in Staat und Wirtschaft mit Wendekommunisten besetzt. Dazu paßt das Doppelspiel bei „Nabucco": An diesem von der OMV initiierten Projekt einer Gasleitung für nahöstliches und zentralasiatisches Gas über die Türkei, Bulgarien, Rumänien und Ungarn nach Österreich ist zwar auch MOL beteiligt. Gyurcsány erklärte im März aber seine Präferenz für ein konkurrierendes Gasprom-Projekt.

Den Spieß umgedreht

Litwinenko soll Lugowoj und Kowtun vergiftet haben

Von M. Rosenthal-Kappi

Der Fall des ermordeten Ex-KGB-Agenten Alexander Litwinenko hat zu Spannungen in den britisch-russischen Beziehungen geführt, die an Bewährtes aus dem Kalten Krieg erinnern. Hüben wie drüben werden Diplomaten ausgewiesen, Visa entwertet, Anschuldigungen ausgesprochen.

Der Aufruf des britischen Außenministers David Miliband, die russische Verfassung zu ändern, damit der von Scotland Yard ermittelte Hauptverdächtige im Mordfall Litwinenko an Großbritannien ausgeliefert werden könne, hatte heftige Reaktionen des für internationale Rechtskontakte zuständigen stellvertretenden Generalstaatsanwalts Alexander Swjaginzew hervorgerufen. Auf einer Pressekonferenz im Gebäude der Staatsanwaltschaft in Moskau stellte Swjaginzew vor Journalisten die russische Sicht der Dinge dar. Er warf den Briten schlampige Arbeit vor. Da Scotland Yard nach wie vor keine eindeutigen Beweise für die Täterschaft Lugowojs vorgelegt habe, hege die russische Seite großen Zweifel an der Effektivität der britischen Polizeiarbeit. Die russische Staatsanwaltschaft habe Kooperationsbereitschaft bewiesen, aber die britische Seite habe den Russen eigene Ermittlungen in London untersagt. Die hatte nämlich vorgehabt, im persönlichen Umfeld des in Rußland meistgesuchten Ex-Oligarchen Boris Beresowskij zu ermitteln, dessen Auslieferung die britische Regierung seit Jahren verweigert. Lugowoj und Kowtun müßten deshalb weiterhin als Zeugen und Opfer gelten, eine Auslieferung sei völlig ausgeschlossen.

Der für das russische Verfahren zuständige stellvertretende Leiter der Abteilung für besonders wichtige Fälle, Andrej Majorow, drehte den Spieß einfach um, indem er behauptete, die Quelle der Polonium-Verstrahlung sei von Litwinenko selbst ausgegangen und die Urheber der Vergiftung seien in seinem Umfeld zu suchen, sprich bei Beresowskij.

Immer wieder fällt im Zusammenhang mit Litwinenko der Name Beresowskij. Die Botschaft aus Moskau scheint klar: Wird Beresowskij nicht ausgeliefert, bekommt ihr Lugowoj nicht. Was macht Beresowskij für die russische Regierung so wichtig? Boris Beresowskij, einst mächtigster Oligarch Rußlands, genoß als Vizepräsident des Sicherheitsrats großen Einfluß im Kreml. Als Medienzar unterstützte er die Wahlkampagnen der Mächtigen. Dank der Macht des ihm zur Verfügung stehenden Geldes lenkte er im Hintergrund die Geschicke des Landes. Er verhalf Wladimir Putin an die Macht, machte ihn jedoch für den zweiten Tschetschenienkrieg verantwortlich und fiel in Ungnade. 2000 flüchtete Beresowskij ins britische Exil. Seitdem hat er nie aufgehört, Einfluß zu nehmen. Er unterstützt die russische Opposition von London aus, er verfügt über einflußreiche Kontakte in Amerika und Rußland – und vor allem über das notwendige Geld. Nach der Ermordung Litwinenkos rief er zum Sturz des Putin-Regimes und zu freien Wahlen auf, da das Übel anders nicht zu bekämpfen sei.

Stärker als zuvor

Türkei: Wahlsieg für Islamisten – Offene Fragen und eine sprachlose Armeeführung

Von Mariano Albrecht

Sprachlose Nachrichtenleute im türkischen Fernsehen und ein frenetischer Jubelschrei konservativ-islamischer Anhänger der türkischen Partei der Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) prägten das Bild der Türkei nach der Wahl am Sonntag. Ein Wahlergebnis, das Fragen offen läßt. Fragen um die Zukunft der türkischen Innen- und Außenpolitik, Fragen zum Tag X, dem Tag, an dem die türkische Armeespitze den Einmarsch in den Nordirak befehlen kann, Fragen, aus welchem Lager der Staatspräsident gestellt wird und ob Ministerpräsident Recep Tayip Erdogan die Islamisierung der Türkei vorantreiben darf.

Die islamistische AKP regiert weiter, und das stärker als zuvor. Alles auf Anfang? Kemalistische Hardliner und Laizisten versprachen sich von der Neuwahl eine Bremse für Erdogan und eine Neuordnung der Kräfte.

Mit 46,7 Prozent der Wählerstimmen erlebte die AKP einen wahren Erdrutschsieg und behauptet sich mit 340 von 550 Abgeordneten im türkischen Parlament.

Die sogenannte Sozialdemokratische Republikanische Volkspartei (CHP), die erste vom Gründer der türkischen Republik Mustafa Kemal Atatürk gegründete Staatspartei, die aufgrund ihrer rechtsnationalistischen Neuorientierung kurz vor dem Ausschluß aus der Sozialistischen Internationale steht, kann mit 20,8 Prozent 112 Parlamentarier in den Cankaya Palast schicken, und die Partei der Nationalistischen Bewegung (MHP) ist mit 14,5 Prozent und 71 Vertretern im neuen türkischen Parlament vertreten. Außerdem sind von 27 Parteilosen auch 24 Kurdenvertreter im Parlament. Ministerpräsident Erdogan geht gestärkt aus der Neuwahl, die nach Putschdrohungen des Militärs im Umfeld der Kandidatur des ebenfalls islamisch-konservativen Außenministers Abdullah Gül für die Wahl zum Staatspräsidenten angesetzt worden waren, hervor. Doch mit den rechtsnationalen Türkentümlern aus MHP und CHP plus den Erzfeinden der Nationalisten, den Kurdenvertretern, kann Erdogan nun um Allahs Beistand beten.



Strahlender Sieger: Zum Entsetzen Europas geht Erdogan gestärkt aus der vorgezogenen Neuwahl hervor. Foto: pa

Nun muß er beweisen, daß er konsensfähig ist. Für das nach wie vor zu besetzende Amt des Staatspräsidenten hatte er nach dem Scheitern der Kandidatur Güls durch den Einspruch des Verfassungsgerichts einen Alternativkandidaten versprochen. Doch steht neuer Ärger ins Haus, sollte dieser erneut aus den Reihen der AKP kommen. Traditionell wird das Amt mit einem Nichtregierungsmitglied besetzt, um eine Distanz zur Regierungspartei zu schaffen.

Der Staatspräsident kann Gesetze kippen oder durchdrücken. Sollte Erdogan einen eigenen Mann auf dem Posten plazieren, hätte er die Macht, das seit Bestehen der Türkei übermächtige Militär als Garant des Laizismus in die Schranken zu weisen. Generalstabschef Yasar Büyükanit, der durch sein Mitternachtsmemorandum vom 27. April mit einer deutlichen Putschdrohung den Stein im Kampf um die Macht im Staate ins Rollen gebracht hatte, schweigt auch Tage nach den Wahlen.

Steht ein neues Kräftemessen an, oder übt sich der türkische Staat in diplomatischer Demokratie? Fakt ist, daß sich Erdogan und Büyükanit spinnefeind sind, doch kann der eine nicht ohne den anderen. Die Armeespitze hat nach wie vor einen Einmarsch in den Nordirak auf dem Plan, um der PKK-Guerilla Einhalt zu gebieten und der Gründung eines autonomen Kurdenstaates im Nordirak entgegenzutreten. Bei der kurdischen Minderheit in der Türkei regen sich Stimmen für einen kurdischen Bundesstaat in der Türkei. Eine hochexplosive Mischung, die auch die der prokurdischen „Partei der demokratischen Gesellschaft“ (DTP) nahestehenden Abgeordneten ins Visier nationalistischer Extremisten rücken läßt.

Eine Zustimmung zum Einmarsch in den Nordirak hatte Erdogan vor den Wahlen abgelehnt. Eine Invasion zum jetzigen Zeitpunkt würde erneutes Ungemach mit den Amerikanern heraufbeschwören. Ein Spiel auf Zeit könnte Erdogan hilfreich sein, würden sich die USA mittelfristig aus dem Irak zurückziehen.

Doch würde eine Militäraktion die ohnehin schwierigen EU-Beitrittsverhandlungen gefährden. Während EU-Beitrittskommissar Olli Rehn sowie die Beitrittsbefürworterin und Grünen-Chefin Claudia Roth beflissen sind, die Stabilität der türkischen Demokratie hervorzuheben und die Fortführung der Beitrittsgespräche anzumahnen, steht der Hauptakteur auf dem innenpolitischen Minenfeld mit Blick auf das erst im April ausgelöste Chaos um die Wahl eines Staatspräsidenten Zweifeln gegenüber, ob die so gelobte Demokratie am Bosporus dem türkischen Weltund Selbstverständnis in den ersten 100 Tagen einer frisch gewählten Regierung standhält.

In Anbetracht der hochexplosiven Themenmischung scheint die im Vorfeld der Wahl thematisierte Islamisierung der türkischen Gesellschaft und die Angst vor einem Export des Islam über einen EU-Beitritt nach Europa augenblicklich nur ein Nebenschauplatz zu sein.

Meldungen

Die größten Ölschlucker

Washington – Höhere Preise und der Wunsch, sich von unzuverlässigen Lieferanten wie Venezuela unabhängiger zu machen, haben viele US-Bürger zuletzt bewogen, mit dem Energiesparen Ernst zu machen. Zwar sind die Vereinigten Staaten nach wie vor der größte Ölverbraucher auf der Erde. Sie kaufen auf den Weltmärkten fast jedes vierte Faß Öl auf – das macht 942 Millionen Tonnen in zwölf Monaten. Allerdings ging der Ölkonsum im Jahr 2006 um ein Prozent zurück, nachdem er 2005 noch um mehr als zwei Prozent zugenommen hatte. In die andere Richtung marschiert China. Das Reich der Mitte steigerte seinen Bedarf an dem Rohstoff aufgrund der boomenden Wirtschaft im Jahr 2006 um fast sieben Prozent auf 347 Millionen Tonnen. Der chinesische Zuwachs allein entspricht fast einem Fünftel des gesamten deutschen Ölverbrauchs. Die Bundesrepublik ist heute knapp vor Indien der fünftgrößte Ölkonsument der Welt. Nach einem Rückgang im Vorjahr ist die Verbrauchsmenge zuletzt wieder um 0,8 Prozent auf 123 Millionen Tonnen gestiegen. Ursache hierfür war vor allem das erfreulich kräftige Wirtschaftswachstum im vergangenen Jahr. *IW*

Verbrennung von Witwen

Neu Delhi – Die indische Regierung will verschärft gegen Witwenverbrennungen vorgehen. Der hinduistische Brauch, sati genannt, was „treue Ehefrau“ bedeutet, gilt als Zeichen der besonderen Hingabe. Zwar käme es nur noch vereinzelt vor, daß Frauen in den brennenden Scheiterhaufen ihres verstorbenen Mannes springen, doch wenn dem so ist, sei festgestellt worden, daß die Beerdigungsgäste häufig Beifall spenden und nicht eingriffen. Schon 1829 verboten die englischen Kolonialherren in Indien ein derartiges Verhalten, 1987 verschärfte die indische Regierung selbst die Strafen. Nun sollen auch tatenlose Beerdigungsgäste bestraft werden können.

Begehrliche Blicke nach Serbien

Ausländische Investoren profitieren von Privatisierungen, aber nur in Belgrad ist das Leben erträglich

Von Wolf Oschlies

Sie seind Surffen und kommen von dem ort Griechisch Weyssenburg“, besagt ein deutscher Balkan-Reisebericht von 1531, der in der Sprache jener Zeit zeitlose Fakten nennt: „Surffen, Serfen oder Raizen“ sind Serben, „griechisch“ steht für orthodox und „Weißenburg“ ist die wörtliche Übersetzung von „Belgrad“ (weiße Burg, Stadt).

Belgrad ist in seiner Geschichte rund 50mal zerstört, Serbien – 7,5 Millionen Einwohner – durch die Herrschaft des Diktators Milosevic für 15 Jahre politisch isoliert und ökonomisch ruiniert worden. Ende 2000 wurde Milosevic gestürzt, im Juni 2001 kurzerhand ans Haager Tribunal ausgeliefert (wo er am 11. März 2006 verstarb). Seither geht es mit dem Land aufwärts.

Belgrad zählt heute rund 1,6 Millionen Einwohner. Wie man im urbanen, administrativen und industriellen Zentrum Serbiens lebt, verdeutlichte Ende Juni 2007 die junge Familie Bogdanovic. Vater Slavisa und Mutter Slavica verdienen zusammen rund 65 000 Dinar im Monat (rund 800 Euro), was für Kleidung und Ernährung des Paars und ihrer kleinen Töchter Andrea und Isidora hinreicht. Auch die knapp 53 Quadratmeter große Wohnung, das 15 Jahre alte Auto, die jährlichen zehn Urlaubstage und die 21 Zigaretten pro Tag sind noch bezahlbar. Wie alle Serben sparen die Bogdanovics.

Nach unseren deutschen Vorstellungen ist Serbien immer noch ein armes Land – nach Serbiens schlimmen Erfahrungen aus jüngster Vergangenheit steht das Land immer besser da: Sein Bruttoinlandsprodukt (BIP) stieg von 709 Milliarden (2001) auf knapp zwei Billionen Dinar (2006), legte im ersten Quartal 2007 nochmals 8,7 Prozent gegenüber demselben Zeitraum des Vorjahrs zu. Warum wohl wird Serbien seit drei Jahren von internationalen Finanzinstitutionen „Primus unter den Transitionsländern“ genannt?

Geht es den Serben bereits zu gut? 2006 wurden im Land 41 592 westliche Neuwagen gekauft, bei der diesjährigen 45. Belgrader Automesse waren schon am ersten Tage sämtliche Exponate verkauft, bei der Bootsmesse kurz darauf ein ähnliches Bild. Die Staatseinkünfte aus Glücksspielen haben sich in den letzten zwei Jahren auf 110 Millionen verachtfacht.

> Der Lebensstandard bessert sich nur schleppend

Solchen Flitter beiseite: Serbien muß nach wie vor an allen Wirtschaftsfronten kämpfen: Seine Auslandsverschuldung betrug Ende 2006 19,6 Milliarden Dollar, sank im März 2007 leicht durch die Begleichung aller Verbindlichkeiten beim Internationalen Währungsfonds (IMF) und steht seither bei rund 18,8 Milliarden Dollar.

Im März 2007 lag die Arbeitslosigkeit erstmals unter einer Million. Das Durchschnittseinkommen der Beschäftigten pendelt um die 26 000 Dinar, umgerechnet rund 300 Euro. Das soll sich bald bessern, wenn der neue Wirtschaftsminister, der energische Mladjan Dinkic, sein Versprechen einlöst, bis Ende 2008 die Privatisierung der letzten Staatsbetriebe durchzuziehen. Beispielsweise beträgt der reale Wert der „Eisenbahn Serbiens“ 3,4 Milliarden Euro, der Renovierungsbedarf des Unternehmens aber rund sechs Milliarden Euro.

Solche Bürden will man loswerden, treibt Privatisierungen voran und lockt Investoren. Die davon erwartete ökonomische Belebung ist bitter nötig: Der Belgrader Sender B92, in den 90er Jahren mediales Sturmgeschütz der Opposition gegen Milosevic, meldete im April 2007, es gäbe in Serbien 2,8 Millionen Arme, davon 1,4 Millionen „in extremem Elend“.

Etwas besser steht der serbische Mikrokosmos Belgrad da. Belgrad ist das politische, kulturelle, ökonomische, mediale und Bildungszentrum des Landes. 2003 waren nur 4,2 Prozent der Belgrader arm, aber 23,5 Prozent der Einwohner im Südosten Serbiens. Seit 2004 dominiert im 90köpfigen Stadtparlament die europäisch-reformerische Demokratische Partei (DS), deren Vorsitzender Boris Tadic auch Serbiens Staatspräsident ist. Belgrad ist die Stadt der Universitäten und Hochschulen, der Theater und Sportstadien, des Patriarchen der Serbischen Orthodoxen Kirche und der internationalen Festivals, des heiteren Amüsements und der harten Arbeit.

> 2,8 Millionen Serben leben in Armut

Japaner prüfen derzeit die Rentabilität serbischer Bergwerke, deutsche und andere Konzerne drängen auf den serbischen Energiemarkt, Russen wollen die Serbische Erdölindustrie (NIS) kaufen, ein Investor aus Zypern will die Aktienmehrheit des Touristikunternehmens „Putnik“ erwerben, Kroatien hat in Serbien in den letzten Jahren über 240 Millionen Euro investiert, Griechenland seit 1996 gar zwei Milliarden Euro, wodurch 25 000 Arbeitsplätze entstanden.

Dennoch ist die Wirtschaft unzufrieden mit der Politik. Serbien hat 2007 politisch Glück gehabt: Brüssel hat zugesagt, daß Belgrad 2008 EU-Beitrittskandidat sein könne. Der bosnischen Klage gegen Serbien wegen „Völkermords“ wurde vom Internationalen Gerichtshof nicht stattgegeben. Bei den Parlamentswahlen im Januar siegte der „demokratische Block“, im Mai einigten sich seine Mitglieder nach langem Gezänk auf die neue Regierung, der Kostunica zwar weiter vorsteht, in der seine DSS aber nur noch über sechs minder bedeutsame Ministerien verfügt. Als die neue Regierung Mitte Mai ihre Arbeit aufnahm, gab Staatspräsident Tadic ihr einige „Hausaufgaben“ auf: „Ich erwarte, daß Serbien am Ende des Mandats dieser Regierung der Europäischen Union weit näher sein wird, als es das heute ist. Die Regierung soll ihren Job für die Bürger Serbiens tun, also den Lebensstandard verbessern und die Wirtschaft des Landes auf maximale Höhe bringen“.

»Moment mal!«



Tour de Doping – ist das noch Sport?

Von Klaus Rainer Röhl

Nun setzen sich wieder alle die Wundermütze auf. Es wurde gedopt! Die Empörung ist bundesweit, weltweit, „Bild“-weit. Die öffentlichen Fernsehanstalten beschlossen im ersten Zorn ihrer Intendanten sogar einen völligen Boykott der „Dopingspiele“: Gedopt – gestoppt! Die privaten Fernsehsender engagierten schnell neue Kamerateams und rüsteten sich zu Sonderschichten. Zu früh gefreut. Nur die Direkt-Übertragungen im öffentlich-rechtlichen Fernsehen wurden abgeblasen, „bis auf weiteres“. Eine Formel für das baldige Umkippen. Vielleicht, wenn „neue Tatsachen“ bekannt werden.

Die „neue Tatsache“ besteht darin, daß der ertappte Radprofi Patrick Sinkewitz bei einer unangemeldeten Doping-Kontrolle während seines Trainings im Juni zu Protokoll gegeben habe, der Kontrollraum, in dem er sein Wasser in Gegenwart des Kontrolleurs abschlagen mußte, sei nicht verschlossen gewesen. Ein großer Unbekannter könnte also in den Raum eingedrungen sein und seine Urinprobe vertauscht oder verfälscht haben. Die Nationale Antidopingagentur (NADA) dementierte.

Wenn aber die Tür auch nur einen Spalt weit offengestanden hätte und so ein Verfahrensfehler bei der Dopingprobe gemacht worden wäre, könnte Sinkewitz mit einem Freispruch rechnen, selbst wenn auch die nachträglich vorgenommene B-Probe das männliche Sexualhormon Testosteron im Übermaß nachweisen würde! Dann würden auch die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender wieder mit sich reden lassen. Denn für die geht es um die Quote. Also um Geld. Für alle geht es um Geld, um viel Geld. Nicht nur für den erwischten Berufs-Radfahrer, der empfindliche Strafzahlungen fürchten muß, sondern auch für sein kommerziell geführtes „Team T-Mobile“, das Unsummen in die Tour de France gesteckt hat, um mit den Radprofis ungeniert Reklame für Produkte zu machen.

Ist das noch Sport, fragen sich empört die Fernsehzuschauer, die über die wiederholten Dopingfälle enttäuscht und aufgebracht sind. War das überhaupt je Sport, fragen wir. Nicht nur die Radfahrer überschlagen sich bei dem rasenden Tempo der Fahrt. Auch die Meldungen. Und diese Meldungen werden um so eifriger gebracht, je mehr Skandale es gibt, und um so gieriger verschlungen von den Fans, die nicht von ihrer Sucht lassen wollen, wochenlang die verschwitzten Kerle mit den vor Anstrengung verzerrten Gesichtern in Großaufnahme zu betrachten: „Aua, aua, muß das weh getan haben!“ Es ist eine Art lustvolles Mitleiden bei Bier und Grillwürstchen, das man sich durch ein paar Dopingfälle eigentlich nicht vermiesen lassen will. Es muß eben besser kontrolliert werden! Man vertraut weiterhin darauf, daß die da oben, im Verband, ja nicht alle Betrüger sein können. Also will man weiter sehen, wer heute das gelbe Trikot anziehen durfte, wer das grüne Trikot kriegt und wer gestürzt ist und wie schwer er verletzt wurde, als er mit einem Zuschauer zusammengekracht ist. Wie schwer der Zuschauer verletzt ist, interessiert schon weniger, selber schuld, möchte man sagen, wenn er den rasenden Athleten zu nahe gekommen ist.

Ist das noch Sport? Ja, das ist sogar der Gipfel, die Höhe, das Letzte, was die Nerven und Muskeln hergeben. Wenn man sie nur richtig dabei unterstützt. Durch die Künste der Chemie, der Medizin der Unverfrorenheit, der Gewinnsucht, der unverblümten Geschäftemacherei mit einer Schau namens Leistungssport. Vielleicht ist das einzige wirklich Solide an diesen Wettbewerben die sich immer weiterentwickelnde und zukunftsträchtige deutsche Chemie. Und auch die deutsche, in der alten DDR sogar besonders geförderte und gepflegte Sportmedizin. Medizin muß sein beim Leistungssport. Medizin kann nicht nur die Sportverletzungen heilen und die furchtbaren Schmerzen lindern, sondern eben auch die Leistungen durch gezieltes Vorgehen steigern.



Im Visier des öffentlichen Entsetzens: Das „Team T-Mobile“ unter Doping-Verdacht Foto: pa

Das beginnt mit der Aspirin-Tablette beim Schulsportwettkampf und Jugendmarathon und endet mit der massiven Einspritzung von Hormonen in die Blutbahn des Sportlers. Die Horror-Mediziner des Ostblocks, vom Staat bezahlt und gedeckt, waren allen westlichen Kollegen zunächst weit voraus, erschreckten aber durch die Plumpheit und Grobheit ihrer Frankenstein-Methoden und den Ergebnissen ihrer Menschenexperimente – brustlose und muskelbepackte Schwimmerinnen und andere Athletinnen mit breiten Schultern und rauher Stimme bald die aufmerksame westliche Öffentlichkeit, entzückten aber die Kollegen durch die schier unglaubliche Gelenkigkeit ihrer Eisläuferinnen und Turnerinnen, die später als schlimme Körperverletzung aufgedeckt wurden, ließen aber ihre westlichen Kollegen nach besseren und nicht ganz so plumpen „Trainingsmethoden“ suchen.

Der Ostblock ging unter, einige der gröbsten Skandale wurden aufgedeckt, ganzen Generationen von jungen Menschen waren buchstäblich die Knochen verkrüppelt und die Seele aus dem Leib getrieben worden, viele sind für immer zerbrochen. Die Methoden des Doping blieben und wurden immer mehr verfeinert und sind den, ebenfalls verfeinerten, Methoden der Kontrolleure immer einen Schritt voraus. Leistungssteigerungen werden heute wie damals erzielt durch Anabolika, Muskelaufbaustoffe, Epo (ein Mittel zur Bildung von mehr roten Blutkörperchen, das die schnellere Regeneration und die Abkürzung der natürlichen Ruhephasen des Körpers bewirkt) und Eigenblut, das vorher dem Athleten abgezapft und, mit Sauerstoff versetzt, während der letzten Tage vor dem Wettkampf gespritzt werden kann und natürlich unauffällig ist. Manche Sportler führen übrigens auch Eigenblut und (sauberen) Eigenurin in sterilen Behältern bei sich, um ihn nach Möglichkeit den Kontrolleuren unterzujubeln, der Möglichkeiten gab es viele und gibt es offenbar immer neue. Auch während der langen Trainingsphase kann der Körper durch Spritzen, Tabletten und andere Mittel so bearbeitet werden, daß die erwartete Leistung Monate später erbracht wird, ohne daß noch Chemikalien oder biologische Dopingstoffe (Hormone wie Testosteron) nachzuweisen sind. Das Publikum weiß das. Alle wenden sich mit Grausen ab – und stürzen sich am Abend erneut auf die Ergebnisse, voll Abscheu vor den Funktionären, den Sportärzten, den Fahrern.

Ist das noch Sport? Immer wieder werden die offen zutage tretenden häßlichen Realitäten dieser Monsterschau von den Millionen Fans verdrängt. Was jeder privat zu seinem Nachbarn am Stammtisch sagt, „Die dopen ja alle!“, glaubt er in Wirklichkeit nicht, soviel Betrug traut er denen da oben nicht zu, es muß doch eine Kontrolle geben, es muß mit rechten Dingen zugehen. Was sollte er sonst an den vielen Abenden tun, als sitzend auf dem Sofa Radfahren, Fußball, Boxen, Tennis und Wintersport in jahreszeitlichem Wechsel zu genießen. Alles nur Beschiß? Das darf einfach nicht sein.

Arme Fans. Es ist nie mit rechten Dingen zugegangen beim Sport, seit körperliche Fähigkeiten und Stärke in Wettbewerben vorgeführt worden sind. Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer zu kämpfen gehörte ursprünglich mehr oder weniger zur Natur der Völker. Seit der Spezialisierung einiger Gruppen auf die nicht zu Unrecht „Kriegshandwerk“ genannte, immer schon hochbezahlte Fähigkeit zu töten gefiel es der Elite, auch im Frieden ihre Fähigkeiten bei Turnieren und Wettkämpfen vorzuführen, also in Scheingefechten, Spielen. Zunächst in der Absicht, die Pausen zwischen den vielen Kriegen mit Wettspielen zu füllen – später sogar, um einen landesweiten Waffenstillstand zu erzeugen: Für die Zeit der Wettspiele, einige Wochen lang, ruhten die Waffen. Die Teilnehmer der panhellenischen Spiele in Korinth („Zum Fest der Wagen und Gesänge …“) und der ersten Olympischen Spiele, ab 776 v. Chr. bezeugt, trainierten hart. Für das Training gibt es sogar ein schriftliches Zeugnis des griechischen Schriftstellers Epiktet (50–120 n. Chr.), das uns nach rund 2000 Jahren zu denken geben könnte: „Es ist eine schöne Sache, bei den Olympischen Spielen zu siegen. Aber betrachte neben den Folgen auch die Voraussetzungen! Du mußt dich einer strengen Ordnung fügen und nach Vorschrift essen. Gebäck und Süßigkeiten sind verboten. Auf Befehl und zur bestimmten Stunde mußt du üben, ob du willst oder nicht, bei schwülem Wetter oder bei Kälte. Du darfst kein gekühltes Wasser trinken, auch keinen Wein. Du mußt Dich deinem Ausbilder voll und ganz ausliefern. Dann beginnt der Wettkampf. Du mußt dich mit einem anderen auf der Erde wälzen. Dabei kannst du dir den Arm verrenken, den Fuß verdrehen. Du mußt Staub schlucken, bekommst Hiebe – und dann kann es nach alldem passieren, daß du besiegt wirst. Das alles überlege dir genau. Hast du dann noch Lust, dann geh hin!“

Wenn Sie noch Lust haben, meine Leser, gehen auch Sie hin und sehen Sie weiter die Doping-Spiele. Die nächsten Box-Meisterschaften werden auch nicht besser sein. Gedopt wird immer. Vielleicht wäre es besser, die nächsten Sportveranstaltungen als einen Kampf um die besten Doping-Methoden und die besten Medikamente auszufechten. Bayer-Leverkusen gegen Böhringer-Ingelheim. Eigenblut-Therapie gegen Teststosteron. Dr. Mabuse gegen Dr. Frankenstein. Einer muß gewinnen.

Raffinesse & Eleganz

Schloß Charlottenburg zeigt königliche Porzellane des frühen 19. Jahrhunderts

Die schönsten Franzosen kommen aus New York." Ganz bestimmt, ebenso aber auch die zierlichsten Französinnen, die galantesten Wiener, die reizendsten Wienerinnen und eine ganze Reihe schillernder Nilpferde – alle in Porzellan. Nicht nur das New Yorker Metropolitan Museum zeigt seine Schätze in Berlin, sondern auch der Sammler Richard Baron Cohen. Die von dem amerikanischen Unternehmer mit dem verwunderlichen zweiten Vornamen Baron gesammelten Kostbarkeiten bilden die weltweit bedeutendste Sammlung europäischer Porzellane des Empire und Biedermeier, die ab Sonnabend erstmals öffentlich zu sehen sein wird – im Schloß Charlottenburg.

Die Ausstellung „Raffinesse & Eleganz. – Königliche Porzellane des frühen 19. Jahrhunderts aus einer amerikanischen Privatsammlung" verspricht ein ganz besonderer Augenschmaus zu werden. Nie zuvor ausgestellte Entwurfszeichnungen des KPM-Archivs ergänzen die hochkarätige Auswahl an Vasen, Tafel- und Kaffeeservicen aus den Manufakturen von Wien, Berlin und Sèvres. Sie machen nicht zuletzt auch den großen Aufwand deutlich, der für jedes einzelne Porzellan betrieben wurde.

Fast alle Exponate dienten dereinst als königliche und kaiserliche Geschenke, sei es für den Vizekönig von Ägypten, den Komponisten Gioacchino Rossini oder die Herzogin von Montebello, zuvor Geliebte Napoleons. Raffinierte Vergoldungen, augentäuschende Kameomalereien und zarteste Blumen veredeln die elegant geformten Gefäße.

In zweimonatiger Arbeit entstanden für jedes einzelne Stück maßgefertigte Futterale für den Transport. Die großen, aus mehreren Teilen bestehenden Vasen – wie beispielsweise die 137 Zentimeter hohen Berliner Vasen, ursprünglich angefertigt als Paradestücke für die Weltausstellung in Paris 1855 – wurden hierfür zerlegt. Skizzen von der Montage gewährleisten, daß sie in Charlottenburg wieder korrekt aufgebaut werden konnten. Ebenso wurden vergoldete Bronzehenkel abmontiert. Auch die teilweise empfindlichen Bemalungen der Porzellane verlangten einen umsichtigen und erfahrenen Umgang. Vor allem die zarten Vergoldungen mit ihrem virtuosen Wechsel von polierten und matten Partien müssen behutsam gehandhabt werden, da jeder Kratzer sofort sichtbar und nicht mehr korrigierbar ist. Bei bleibenden Schäden, etwa unachtsam durch einen Fingerring ausgelöst, tröstet auch die höchste Versicherungssumme nicht, denn ein Sammler wie Richard Baron Cohen liebt seine Werke mehr als jedes Geld.

Zu den besonderen Kostbarkeiten gehört das 155 Teile umfassende Hippopotamus-Service. Dieses Tafelservice, bei dem jedes einzelne Teil mit einem anderen Nilpferd bemalt ist, wurde in den vergangenen drei Jahren in der königlichen Porzellan-Manufaktur Royal Copenhagen exklusiv für den Sammler geschaffen. Zur Beschaffung von Vorlagen hatte er eine Fotografin ein Jahr um den Globus geschickt, damit sie in den Zoos der Welt Porträts dieser charaktervollen Tiere aufnehmen konnte.

Immer wieder gibt es auf den Exponaten gemalte Geschichten zu entdecken, die beste Unterhaltung versprechen: ein Pferderennen in Paris um 1811, hüftenschwingende Tänzerinnen auf Haiti 1821, die Entdeckung der Eisinseln durch Captain Cook oder gar ein Überfall auf Wanderer im Schwarzwald. Porzellanliebhaber werden vor allem begeistert sein, einzelne Stücke aus den verschiedenen Manufakturen miteinander zu vergleichen. Nur durch genaues Beobachten und Vergleichen ist herauszufinden, welche Blüten beispielsweise in welcher Manufaktur gemalt worden sind. Wenn auch die Geheimnisse der Manufakturen sorgsam gehütet wurden, so gab es dennoch zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen engen Austausch der Direktionen. Zuvor war es vornehmlich durch kriegerische Umstände zwangshalber zu engeren „Begegnungen" gekommen.

„Als 1814 die alliierten Truppen in Paris einmarschierten, war man in Sèvres gerade dabei, die zweite Auflage des ‚Service iconographique grec' zu bemalen", erzählt Samuel Wittwer, Kustos der Keramischen Sammlungen und des KPM Archivs sowie Kurator der Ausstellung. „Möglicherweise war es einer der preußischen Offziere, die auch in Sèvres waren, der drei Teller daraus mit den Köpfen von Homer, Achill und Omphale nach Berlin brachte. Noch im gleichen Jahr kopierte der Malerei-Vorsteher Gottfried Wilhelm Völcker die Teller; zwei davon werden in der Ausstellung zu sehen sein."

Die Verpackungen für die Porzellane mit imperialen Kameen-Imitationen, faszinierenden Mikromosaik-Malereien oder duftig gemalten Blumenteppichen müssen auch deshalb solide gebaut sein, weil die Reise nicht nur an die Spree geht. Begleitet von einem nahezu 500 Seiten starken, mit mehr als 600 farbigen Abbildungen illustrierten Katalog aus dem Hirmer Verlag, München, in einer deutschen und einer englischen Ausgabe, werden die Schätze ab 15. November bis 11. Februar 2008 im Liechtenstein Museum in Wien und vom 9. September 2008 bis 19. April 2009 im Metropolitan Museum New York zu bewundern sein. *spsg / os*

Die Ausstellung „Raffinesse & Eleganz – Königliche Porzellane des frühen 19. Jahrhunderts aus einer amerikanischen Privatsammlung" im Schloß Charlottenburg, Neuer Flügel, ist täglich außer montags von 10 bis 17 Uhr zu sehen, Eintritt 6 / 4 Euro, 28. Juli bis 4. November.



Edles Porzellan erzählt Geschichten: Pokal mit Darstellung der Schiffe von Captain Cook in der antarktischen See (Wien, 1828; Sammlung Richard Baron Cohen, New York) Foto: Ben Cohen

Erinnerung an Malerpoeten

Eine bemerkenswerte Sonderausstellung unter dem Titel „Begegnungen mit Zeitzeugen" vermittelt dem Besucher des Westpreußischen Landesmuseums in Münster-Wolbeck Einblicke in das Leben und Schaffen des in Deutschland ehemals hochgeschätzten Malerpoeten Robert Reinick (*22. Februar 1805 Danzig, † 7. Februar 1852 Dresden). „Es war ein langer Weg bis zur Realisierung dieses Projekts. Ende 2004 wurden erste Gedanken entwickelt, als die Herausgabe einer in London eingespielten Liedaufnahme zu Ehren Robert Reinicks mit Vertonungen namhafter Komponisten verwirklicht werden konnte. Gemeinsam hatten die an der Tonaufnahme beteiligten Künstler, der Opern-, Konzert- und Liedsänger Engelbert Kutschera und sein bewährter Begleiter am Flügel, Graham Johnson, das Projekt initiiert.

Langwierige Recherchen zu Robert Reinick und „seinen" Komponisten hatten auch zu einem Kontakt zu einem der besten Reinick-Kenner, Eckhard Grunewald, Leiter des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg, geführt, der mit außerordentlicher Sachkenntnis und Begeisterung für das Projekt das ihm Mögliche tat, an dem CD-Beiheft mit fundierten Textbeiträgen mitzuwirken (CD zu beziehen über den Preußischen Mediendienst). Für die Ausstellung in Münster-Wolbeck wurden schließlich Leihgaben aus nah und fern beschafft, so kamen aus dem Nationalmuseum in Danzig erstmals drei Original-Gemälde Reinicks in die Bundesrepublik Deutschland. *eb*

Das Westpreußische Landesmuseum im Drostenhof Münster-Wolbeck ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 1 / -,50 Euro, bis 19. August.

Nach dem Leben und der Natur gemalt

Hamburger Galerie präsentiert Wegbereiter und Meister der Moderne aus dem 19. und 20. Jahrhundert

Von Silke Osman

Die schönsten Franzosen kommen aus New York." Mit diesem Slogan wirbt derzeit die Berliner Nationalgalerie für ihre Ausstellung mit Werken aus dem Metropolitan Museum of Art. Rund 150 Meisterwerke des 19. Jahrhunderts, die New York nur selten verlassen, sind noch bis zum 7. Oktober an der Spree zu sehen. Illustre Namen und bekannte Werke sind zu finden. Die Reihe reicht von Ingres, Corot und Courbet über Manet, Degas, Pissaro und Monet bis zu Cézanne, Gauguin und Matisse. Sie gelten als Wegbereiter der Moderne und haben mit ihrem Werk in der Kunstwelt den Grundstein für das 20. und 21. Jahrhundert gelegt.

Wegbereiter und Meister der Moderne kann man auch in einer mit der Berliner Präsentation vergleichsweise kleinen, dennoch beachtlichen Ausstellung in der Hamburger Galerie Hans entdecken. Dort sind derzeit Gemälde, Zeichnungen und Druckgraphiken aus dem 19. und 20. Jahrhundert zu sehen. Prunkstück der Ausstellung ist ein kleines Ölgemälde von Auguste Renoir (1841–1919), einen Rückenakt darstellend. „Renoir", so die Kunsthistorikerin Christine Szkiet, die Besucher der Galerie Hans fachkundig und aufmerksam betreut, „wurde von Künstlern der Schule von Barbizon dahingehend beeinflußt, indem sie ihn aufmunterten, stets nach dem Leben und dem Modell zu arbeiten." Renoir liebte die Frauen als Modell, schön und wohlgerundet mußten sie sein. Er gab ihnen und ihrem wunderschönen Erscheinungsbild auch die „Schuld" daran, daß er Maler geworden war.

Die früheste Arbeit in der Sommerausstellung der Galerie am Hamburger Jungfernstieg ist eine Zeichnung von Carl Blechen (1798–1840) mit dem Titel „Waldfriedhof im Schnee", die lange als verschollen galt. „Die Stimmungsmalerei, die sich aus der Romantik direkt vor der Natur seit 1850 in der Schule von Barbizon entwickelte", so Christine Szkiet, „verdankt die Kunst insbesondere dem Künstler Camille Corot (1796–1875). Von ihm sind in der Ausstellung das Ölbild ‚Wäscherin an der Oise' und die Radierung ‚Souvenir d'Italie' zu sehen. Corot war es auch, der die Entstehung des Impressionismus maßgeblich beeinflußte." Weiter begegnet man in der Ausstellung Werken von so bekannten französischen Künstlern wie Henri de Toulouse-Lautrec, von dem die 1893 gefertigte Lithographie „Barthet et Monnet-Sully, dans Antigone", eine Szene aus dem Theater, präsentiert wird. Oder Éduard Vuillard und Fèlix Vallotton, zwei wichtige Vertreter der Nabis, einer 1888 in Paris gegründeten Gruppe post-impressionistischer Künstler, die mit zwei Handzeichnungen und einem Holzschnitt präsentiert werden.

Zu dem wohl wichtigsten Vertreter des Impressionismus in Deutschland zählt der Berliner Max Liebermann. Von ihm sind zwei große Kohlezeichnungen und eine Radierung zu sehen, darunter die Kohlzeichnung „Weinende Frau", die als Studie zu Liebermanns Ölgemälde „Frau mit der Ziege" aus dem Jahr 1894 gilt. Die Radierung „Badende Knaben" von 1918 erinnert sehr an Liebermanns Holland-Bilder mit ihren nach Herzenslust im nassen Element tobenden Jungen.

Lovis Corinth ist mit einer Farblithographie „Walchensee" vertreten. Seit 1919 hielt sich der Künstler immer wieder in Urfeld am Walchensee auf, wo er ein Haus errichten ließ und sein Malerparadies fand. „Ich sah ihn oft bei der Arbeit völlig entrückt", erinnerte sich seine Frau, die Malerin Charlotte Berend-Corinth. „Sein Blick trank das Landschaftsbild vor ihm tief in sich ein. Ekstatischer Ernst lag über seinem Antlitz."

Künstler der „Brücke" wie Max Pechstein, Ernst Ludwig Kirchner und Erich Heckel und auch Emil Nolde sind mit Arbeiten zu finden. Besonders beeindruckend das 1936 in Osterholz an der Flensburger Förde entstandene Ölgemälde Heckels „Frauen und Kinder am Strand". Ein Jahr später erhielt der Maler wie so viele seiner Zeitgenossen Ausstellungsverbot unter den Nationalsozialisten und 729 seiner Arbeiten wurden beschlagnahmt ...

Die Ausstellung „Wegbreiter und Meister der Moderne" ist in der Galerie Hans, Jungfernstieg 34, 20354 Hamburg, dienstags bis freitags von 11 bis 19 Uhr und sonnabends von 10 bis 13 Uhr zu sehen, bis 31. August.



Auguste Renoir: Rückenakt (Öl) Foto: Galerie Hans

IMPRESSIONISMUS

50 BILDER, DIE MAN KENNEN SOLLTE

PRESTEL

Immer wieder kann man sie auf Ausstellungen bewundern, nicht nur derzeit in der großen Berliner Schau. Die französischen Impressionisten wie Manet, Monet, Degas oder Renoir sind beim Publikum beliebter denn je. Das war nicht immer so. Ihre Bilder wurden einst als dilettantische Kleckserei abgetan und riefen sogar Skandale hervor. Die Sicht- und Arbeitsweise der Künstler war für ihre Zeitgenossen neu und schockierend. Ines Janet Engelmann hat für den Prestel Verlag, München, **50 Bilder, die man kennen sollte** zusammengestellt und erläutert (144 Seiten mit 125 Abb., davon 100 in Farbe, Flexo-Einband, 19,95 Euro). In chronologischer Folge wird die Entwicklung des Impressionismus gezeigt, beginnend mit Manets „Frühstück im Freien" aus dem Jahr 1863 und abschließend mit dem Gemälde „Nach dem Bade", das Lovis Corinth 1906 schuf. *os*

Nachhilfe in Mord und Totschlag

Die »Mörderischen Schwestern« treffen sich regelmäßig zu einem Erfahrungsaustausch

Von HELEN BAUERS

Sie nennen sich „Mörderische Schwestern" und haben nichts als Mord und Totschlag im Kopf – allerdings nur auf dem Papier, denn bei dieser Schwesternschaft handelt es sich um eine Vereinigung deutschsprachiger Kriminalautorinnen. „Wir verstehen uns als Netzwerk für Krimis schreibende Frauen", erläutert Mitglied Doro F. Gerhardt auf dem Jahrestreffen in Hannover, „bei uns sind allerdings nicht nur Autorinnen willkommen, sondern auch Verlegerinnen, Buchhändlerinnen und Bibliothekarinnen, eigentlich jede Frau, die sich für Kriminalliteratur interessiert – auch leidenschaftliche Leserinnen, besonders *unserer* Veröffentlichungen, tragen natürlich zum Erfolg des Netzwerks bei", ergänzt sie augenzwinkernd.

Die „Mörderischen Schwestern" zählen gegenwärtig knapp 300 Mitglieder, die meisten in Deutschland, aber auch etliche in Österreich, der Schweiz und Portugal. Es stellt sich die Frage, wie eine so weit verbreitete Organisation in der Praxis funktionieren kann. „Neben unserer Zusammenarbeit im Internet haben wir uns natürlich regional organisiert", erläutert Eva Almstädt, Koordinatorin für Norddeutschland, „heute haben zum Beispiel Mitglieder aus Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen und Niedersachsen die Gelegenheit, sich einmal wieder persönlich zu sehen."

Was aber mag der Inhalt einer Jahresveranstaltung mordender Schreibtischtäterinnen sein? „Neben allgemeiner Kontaktpflege wie einer Vorstellungsrunde für unsere Neuzugänge und Austausch über Buchprojekte und andere schriftstellerische Erfahrungen bemühen wir uns um Beiträge zur Autorenfortbildung, zum Beispiel durch Referate von Experten zu krimirelevanten Themen", berichtet Eva Almstädt, „in diesem Jahr hörten wir den Vortrag eines Polizeizeichners über seine Arbeit in der Phantombildstelle des Landeskriminalamtes Niedersachsen – hochinteressant!" Jetzt wissen die „Mörderischen Schwestern", daß Phantombildzeichner selbst in heutiger Zeit nicht ausschließlich im Computer gespeicherte Augen-, Nasen- und Kinnformen so lange zusammensetzen, bis das Ergebnis stimmig erscheint. Vielmehr hat der gute alte Bleistift für die traditionelle Handzeichnung keineswegs ausgedient und die Bearbeitung von „echten" Fotografien mit Stift oder PC besitzt je nach Einzelfall nach wie vor ihren Stellenwert. Fotoporträts von langjährig Vermißten oder polizeilich Gesuchten können heute einem Alterungsprozeß unterworfen werden, so daß die betreffende Person auf dem überarbeiteten Bild so erscheint, wie sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt aussehen müßte – was in erstaunlich vielen Fällen bereits zum Erfolg geführt hat. Und schließlich: Wer hat sich bisher schon jemals Gedanken darüber gemacht, daß die Zusammenarbeit mit Zeugen und vor allem mit Opfern von Gewalttaten dem Polizeizeichner ähnlich viel seelische Widerstandskraft abverlangt wie zum Beispiel einem Psychologen?

Aber auch die Kriminalgeschichte vor Ort kommt nicht zu kurz. „Wir treffen uns in jedem Jahr möglichst in einer anderen Stadt", betont Eva Almstädt, „es ist spannend, die Kriminalhistorie des jeweiligen Ortes zu erkunden. Manchmal gibt es Stadtführungen, die auf unseren Schwerpunkt schon zugeschnitten sind, aber meist werden sie von den Anbietern extra für uns aufbereitet." In Hannover kommen die „Mörderischen Schwestern" da ja kaum zu kurz? „Ganz sicher nicht", lacht Eva Almstädt, „allein die Geschichte des Massenmörders Fritz Haarmann gehört ja zu den historischen Kriminalfällen, die zur ‚Allgemeinbildung' jeder Krimiautorin zählen sollten!" Und tatsächlich – auch wenn die Führerin mit einem Kindsmord aus dem 16. Jahrhundert und der Beschreibung des „hochnotpeinlichen Halsgerichts" mit seinen sorgsam abgestuften Foltermethoden beginnt und dann die betrübliche Karriere des Raubmörders Jasper Hanebuth im 17. Jahrhundert und die nicht unproblematische Stellung des Henkers im sozialen Gefüge der Stadt beschreibt, kommt sie in der Folge unweigerlich auf Hannovers zweifelhaftesten Prominenten, Fritz Haarmann, zu sprechen. Es ist allerdings erstaunlich, wie pauschal das Wissen sogar engagierter Kriminalschriftstellerinnen über einen der berühmtesten Massenmörder seiner Zeit ist. „Ich dachte, der hätte reihenweise Frauen umgebracht", wundert sich eine Teilnehmerin. Keineswegs – schon früh zeigten sich bei Haarmann zum Teil gewalttätige homosexuelle Neigungen, besonders gegenüber sehr jungen Geschlechtsgenossen, was letztlich dazu führte, daß Haarmann in 24 bewiesenen Fällen junge Männer in seine Dachstube lockte, sich an ihnen verging, sie mit seinem Küchengerät zerstückelte und in einem Arm der Leine versenkte, wo ein skelettierter Schädel, der von spielenden Kindern am Ufer entdeckt wurde, zu weiteren Funden unzähliger menschlicher Knochen und schließlich zur Überführung Haarmanns führte. Nur wenige aus der mörderischen Schwesternschaft wußten außerdem, daß „Herr Criminal" – so der Spitzname Haarmanns rund um den Hannoverschen Hauptbahnhof – als Spitzel eingesetzt war, der die Schwulenszene beobachten und der Polizei Meldung über damals noch strafbare homosexuelle Handlungen machen sollte. Ein Umstand übrigens, der ihm sein eigenes dubioses Treiben für sehr viel längere Zeit ermöglichte, als es unter „normalen" Umständen der Fall gewesen wäre.



Ein keineswegs konspiratives Treffen: Norddeutsche Krimi-Autorinnen kamen in Hannover zu einem Erfahrungsaustausch zusammen. Foto: Bauers

Die Frage einer Mitschuld der Gesellschaft (und speziell der Polizei) an der (zu) späten Entdeckung Haarmanns hat übrigens schon der Philosophiedozent Theodor Lessing – mit dieser sozialkritischen Fragestellung seiner Zeit im Jahre 1925 weit voraus – in seinem damals sehr umstrittenen Buch gestellt: „Haarmann – die Geschichte eines Werwolfs" (nur noch antiquarisch zu beziehen). Trotz lahmer Füße und schmerzendem Kreuz – die historischen Greueltaten wurden soweit wie möglich an Originalschauplätzen im Innenstadtbereich Hannovers erörtert. So war die Führung für die „Mörderischen Schwestern" bis zum letzten Augenblick fesselnd, und begeisterte Krimileser dürfen sicher sein, daß als Folge dieser Veranstaltung nicht nur *eine* Idee entstanden ist, die in absehbarer Zeit als neuer Kriminalroman auf dem Buchmarkt erscheinen wird.

Informationen zu Mitgliedern und Veröffentlichungen der „Mörderischen Schwestern" unter www.moerderische-schwestern.eu

Heißbegehrt und mies bezahlt

Sie sind heißbegehrt und werden meist nicht einmal gut bezahlt: die Ferienjobs. Auch in diesem Sommer sind wieder landauf, landab Schüler und Studenten zu finden, die ihre freie Zeit damit verbringen, ein bißchen Geld zu verdienen. Die einen, um sich ein neues Handy oder eine Spielkonsole leisten zu können, die anderen, um das nächste Semester zu finanzieren.

Bei besonders Unternehmungslustigen ist ein Ferienjob im Ausland gefragt. Doch es ist nicht leicht, sich von Deutschland aus einen solchen Ferienjob zu besorgen.

Einige Reiseveranstalter bieten sogenannte „Work and Travel" Programme an, doch geht dabei ein Großteil des Lohns für die Kosten drauf, so daß dieser Auslandsaufenthalt eher als Aktiv-Urlaub verbucht werden kann.

Vorsicht ist in den USA geboten. Wer als Tourist einreist und sich kurzerhand entschließt, einen Job anzunehmen und dabei erwischt wird, gilt als illegaler Einwanderer. Es ist daher zu empfehlen, sich einem anerkannten Austauschprogramm anzuschließen. Die Organisationen helfen bei der Beschaffung des Visums, auch ohne Jobnachweis. Allerdings muß man dann über ausreichend Geldmittel verfügen, um ohne Job den Lebensunterhalt in den USA zu bestreiten.

Mit Australien, Neuseeland und Japan hat Deutschland bilaterale Abkommen über sogenannte „Working Holiday"-Aufenthalte geschlosssen. „Das Programm soll jungen Menschen im Alter von 18 bis 30 Jahren die Möglichkeit zu einem Einblick in Kultur und Alltagsleben des jeweils anderen Landes geben", so das Auswärtige Amt.

„Es ermöglicht Aufenthalte von bis zu zwölf Monaten. Zur ergänzenden Finanzierung des Aufenthalts können Ferienjobs angenommen werden, wobei die maximale Gesamtdauer der Erwerbstätigkeit 90 Tage beträgt. Die erforderlichen Visa für „Working Holiday"-Aufenthalte sind rechtzeitig vor Einreise bei den jeweiligen Auslandsvertretungen Australiens (auch online möglich), Neuseelands beziehungsweise Japans zu beantragen." *man*

»... und dann nischt wie raus zum Wannsee«

Das Stadtmuseum Berlin zeigt eine Ausstellung über das Badevergnügen im Lauf der Zeit

Der Sommer spielt verrückt in Europa. Während hierzulande herbstlich anmutende Stürme toben und ergiebige Regengüsse heruntergehen, kämpft man nur wenige Flugstunden entfernt mit mörderischer Hitze, mit Waldbränden und hat sogar Tote zu beklagen. So mancher sehnt sich nach der guten alten Zeit, in der Sommer noch Sommer waren, mit Eisessen und Badengehen.

Das Stadtmuseum Berlin präsentiert derzeit im Ephraim-Palais eine Ausstellung zur Kulturgeschichte des Badens. Alles dreht sich um den Schwimmsport, verschiedene Badeorte und die Reiselust. Mit Installationen, Fotos, Gemälden und Bademoden, Postkarten und „Strandgut" werden die verschiedenen Aspekte der Badekultur und der Körperpflege lebendig: Hygiene und Abhärtung, Sport und Spaß, Fernweh nach Sonne, Sand und Meer.

Neben dem individuellen Erlebnis gilt das Baden auch als gesellschaftliches Ereignis, und sogar „Lebensbünde" wurden hier nicht selten geschmiedet.

Der Nationalsozialismus wandelte den Badespaß zum kontrollierten Massenvergnügen und instrumentalisierte ihn durch seine „Kraft durch Freude"-Bewegung für seinen ideologischen Körperkult. Noch heute sichtbarer Höhepunkt der nationalsozialistischen Freizeitorganisation ist das nie fertiggestellte Großbad Prora auf Rügen.

Die Badekultur in Berlin beginnt 1802 mit der Eröffnung der ersten öffentlichen Badeanstalt an der Spree, auf der Höhe der alten Nationalgalerie. Das heutige Badeschiff in Treptow steht in der Tradition des Welperschen Badeschiffs, das 1803 als erstes offizielles Badeschiff in der Spree eröffnete.

Allerdings gilt öffentliches Baden damals als unschicklich, und die „feine" Gesellschaft verläßt sich lieber auf Puder und Parfüm. Auch haben nur wenige Berliner Häuser Badezimmer, obwohl mit zunehmender Bevölkerungszahl und wachsenden medizinischen Kenntnissen Waschen und Baden immer wichtiger werden.

Schwimmen lernen in Berlin zuerst die Soldaten: auf Anordnung von 1817. Nur wenig später wird es zum allgemeinen Volkssport. Das „betuchte" Berlin bevorzugt damals die Kaiserbäder der Ostsee, besonders Ahlbeck, Heringsdorf und Bansin auf Usedom. Dabei steht jedoch weniger das Baden als das gesellschaftliche Leben im Mittelpunkt der Sommerfrische.



Badevergnügen: Die Kinder auf dem Berliner Monbijouplatz brauchten 1966 noch keinen Pool. Foto: Herbert Denda

Anfang des 20. Jahrhunderts drängt es den Großstädter raus ins Grüne und an die Seen, vor allem an den Wannsee zum Schwimmen und Luftbaden. Aus der „wilden" Badestelle am Wannsee wird schnell ein behördlich geregelter Badebetrieb.

Das auch heute noch beliebte Strandbad Wannsee wird 1929 / 30 zum damals größten und modernsten Binnenseefreibad Europas ausgebaut. Und es ist Schauplatz einiger Ärgernisse: Vor allem Touristen hatten sich über die unmöglichen und unschicklichen Badekostüme der Berliner erregt, denn die im feuchten Zustand schlabberigen Textilien gaben zu viele Körperdetails preis.

Der denkwürdige „Zwickelerlaß" von 1932 schreibt Zwickelnähte im Schritt behördlich vor und stellt damit die öffentliche Ordnung wieder her. In der Berliner Nachkriegszeit zieht es Ost wie West in die wieder eröffneten Frei- und Hallenbäder, an die heimischen Seen und mit zunehmendem Wirtschaftswachstum auch an die fernen Meere. Während im Westen 1946 nach einem Atomtest auf dem Bikini-Atoll ein neuer knapper Zweiteiler unter dem Namen „Bikini" die Gemüter erregt, erlebt die FKK-Bewegung gerade im Osten ein Comeback: Die DDR-Bürger ziehen das zwanglose Lichtkleid jeder Bademode vor. Am bulgarischen Goldstrand und bei zahlreichen Badegelegenheiten in der Republik fallen die Hüllen schneller – zunächst gegen den Willen der politischen Obrigkeit. Heute steht allen Berlinern die Wahl frei: Die neueste Bademode oder das Adamskostüm, die Stadt bietet für alle Badevorlieben das richtige Plätzchen. *as/os*

Die Ausstellung „Berlin geht baden" ist im Stadtmuseum Berlin, Ephraim-Palais, Poststraße 16, 10178 Berlin, dienstags und donnerstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs von 12 bis 20 Uhr zu sehen, Eintritt 5 / 3 Euro, mittwochs frei, Führungen nach telefonischer Voranmeldung unter Telefon (0 30) 24 00 22 33, bis 14. Oktober.

Hilfe, mein Kind lügt!

Gelassen bleiben, Ursachen erforschen und Vorbild sein

Von Anja Schäfers

Kinder können zwischen Wahrheit und Lüge noch nicht unterscheiden. Sie denken sich Geschichten aus und vermischen sie mit realen Eindrücken. „Bei allzu wilden Schilderungen widersprechen Eltern ihren Kindern manchmal“, sagt Cornelia Nitsch, Autorin von Erziehungsratgebern. Sorgen bräuchten sie sich wegen solcher „Spinnereien“ aber nicht zu machen.

Etwa bis zum Schulalter entwickelt sich bei Kindern das Bewußtsein für Phantasie und Wirklichkeit stärker aus. Auch beginnen sie, das Konzept der Höflichkeitslüge zu verstehen. Wenn Eltern ihre Kinder aber darüber hinaus bei Unwahrheiten ertappen, sind sie entsetzt: „Hilfe, mein Kind lügt!“

„Eltern müssen sich mit dem Thema auseinandersetzen, sollten einzelne Lügen aber nicht zu ernst nehmen“, empfiehlt Nitsch. Keinesfalls dürften sie darin eine charakterliche Schwäche sehen. Niemand müsse befürchten, daß ein Kind wegen einer gelegentlichen Unaufrichtigkeit auf die schiefe Bahn gerate.

Kinder lügen aus ähnlichen Gründen wie Erwachsene. Häufig geht es um kleine Ausflüchte wie das immergleiche „Ja“ auf die Frage, ob das Kind seine Hausaufgaben schon gemacht habe. „Man darf auf keinen Fall die Moralkeule herausholen“, rät die Fachbuchautorin. Aussagen wie „hier wird nicht gelogen“ brächten nichts und seien außerdem nicht einhaltbar. Vielmehr sollte man dem Kind erklären, daß eine richtige Lüge immer einen Vertrauensbruch darstelle.

In Ruhe sollte man dann mit seinem Sprößling über die Situation sprechen und ihn fragen, warum er sich so verhalten habe. Vielleicht war das Kind zu bequem – oder es scheute einen Konflikt mit den Eltern. Manche Kinder fürchten sich auch vor einer Bestrafung.

„Häufig muß man sein eigenes Verhalten als Vater oder Mutter hinterfragen“, sagt Nitsch. Denn sowohl ein zu strenger als auch eine zu lässiger Erziehungsstil könne kindliche Ausreden fördern. Außerdem sollte man ein Familienklima schaffen, in dem Auseinandersetzungen möglich seien.

In bestimmten Situationen kann es schwer fallen, überlegt zu handeln. Dies kommt vor, wenn wertvoller Gegenstand kaputtgegangen ist und keiner die Verantwortung übernehmen will.



„Nein, das war ich nicht“: Mutters Schuhe „geborgt“. Foto: ddp

„Einige Eltern lassen sich dann zu kriminologischen Verhören oder heftigen Anklagen hinreißen“, sagt Andreas Engel, Diplompsychologe. Ein solches Verhalten verletze jedoch die Beziehung zwischen Eltern und Kind. „Zunächst sollte man in Ruhe nach möglichen Handlungsmotiven bei sich und seinem Kind suchen“, rät Engel. Man könne zum Beispiel fragen, warum man den „Täter“ unbedingt herausfinden wolle. Oder weshalb es dem Kind so wichtig sei, nicht der Verursacher zu sein.

„Es hilft oft mehr, sich auf das eigene Handeln zu konzentrieren als auf das Fehlverhalten des Kindes“, empfiehlt der Psychologe.

Durch das elterliche Vorbild lasse sich zum Beispiel eine Atmosphäre schaffen, in der jedes Familienmitglied zu seinen Fehlern stehen könne. Dafür müßten auch Väter und Mütter es zugeben, wenn sie etwas falsch gemacht haben, und daraus Konsequenzen ziehen.

Ein ähnlich gelagertes Problem ist das Verschweigen von schlechten schulischen Leistungen. Die Situation kann eskalieren, wenn der betroffene Schüler einzelne Lügen mit immer neuen Falschaussagen oder Betrügereien verdecken muß. „Solche Kinder stehen häufig unter einem enormen Leistungsdruck“, sagt Engel. Oft falle Eltern gar nicht auf, daß sie ihren Nachwuchs mit dem eigenen Ehrgeiz überfordern.

Viele Eltern sind auch erstaunt, wenn sie von Lehrern erfahren, daß ihr Kind bei Mitschülern und Bekannten als Aufschneider verschrien ist. Solche Lügen sollen Aufmerksamkeit erregen und sind häufig ein Zeichen von geringem Selbstwertgefühl. Eltern müssen sich dann mehr mit ihrem Sprößling beschäftigen und mit ihm zusammen Auswege aus der Situation suchen.

„Familien sollten sich nicht scheuen, professionelle Unterstützung zu holen“, sagt Nitsch. Wenn sich Eltern und Kinder täglich mit Lügen auseinandersetzen müssen, helfen zum Beispiel Erziehungsberatungsstellen weiter. Hier können Eltern und Kinder ihre Probleme besprechen und mögliche Lösungswege erarbeiten. Professionelle Hilfe bei der Kindererziehung bekommen Eltern bei verschiedenen Stellen von Kommunen, Kirchen und Wohlfahrtsverbänden. Diese lassen sich vor Ort erfragen oder im Internet herausfinden, zum Beispiel auf der Webseite der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (www.bke.de).

Senioren: Zurückgezogen leben

Einige Menschen ziehen sich im Alter zurück. Oft machen sich dann Angehörige oder Nachbarn Sorgen, weil diese kein soziales Umfeld haben oder kaum Hobbys pflegen. „Nicht alle Betroffenen empfinden dies allerdings als ein Problem“, sagt Veronika Spreng, Leiterin der Beratungsstelle beim Seniorenamt der Stadt Nürnberg. Im Beratungsdienst erlebt sie häufiger Fälle, in denen zum Beispiel Kinder eine andere Vorstellung vom Lebensabend der Eltern haben als diese selbst. „Wenn den Senioren ihr zurückgezogenes Leben gefällt, kann man nicht helfen“, sagt Spreng. Häufig betreffe das Leute, die sich auch vorher kaum um Freundschaften oder Geselligkeit gekümmert hätten.

Viele ältere Menschen sind aber ungewollt allein. „Sie sind zum Beispiel körperlich nicht mehr mobil und verlieren dadurch ihre sozialen Kontakte“, berichtet Spreng. Ihnen können oftmals Beratungsstellen von Kommunen oder Wohlfahrtsverbänden weiterhelfen. Sie vermitteln Informationen über Freizeitangebote in der Nachbarschaft oder über Fahr- und Besuchsdienste.

Bei manchen Menschen ist der soziale Rückzug ein Zeichen für den Beginn einer Krankheit wie zum Beispiel Demenz. „Betroffene bemerken oft nicht, welche Probleme etwa durch ihre eingeschränkte Orientierungs- oder Merkfähigkeit entstehen“, sagt die Beraterin. Sie haben dadurch ihren Alltag nicht mehr im Griff und gefährden sich selbst. Als Angehöriger oder Nachbar sollte man sich unbedingt einmischen und Hilfe organisieren. *ddp*

Ali sollte nie wieder erscheinen

ZDF-Journalist Sobeck versucht Frankreich zu begreifen und kämpft mit französischen Telekomtechnikern aus Algerien

Obwohl das Buch schon vor Monaten geschrieben wurde und in Frankreich Nicolas Sarkozy inzwischen das Regiment führt, bleibt „Ist Frankreich noch zu retten – Hinter den Kulissen der Grande Nation“ von dem ZDF-Frankreichkorrespondenten Alexander von Sobeck immer noch aktuell. Denn, wer wissen will, was Sarkozy zu leisten hat, sollte wissen, was für ein Frankreich sein Vorgänger Jaques Chirac ihm hinterlassen hat. Mit spitzer Zunge, einer hervorragenden Beobachtungsgabe und einem vergnüglichen Humor beschreibt Sobeck die Politik und Gesellschaft unseres größten Nachbarlandes. Information schließt Unterhaltung hier nicht aus, wie die folgende Leseprobe belegt:

Begonnen hatte meine kleine Geschichte an einem schönen Herbsttag. Der Besuch im Laden der France Télécom am Marktplatz von Saint-Germain-en-Laye sollte sicherstellen, daß unser frisch bezogenes Haus alsbald an die Errungenschaften der modernen Kommunikationsgesellschaft angeschlossen würde. Nach einer überschaubaren Wartezeit in einer Schlange von Kunden, die anstanden, um das jüngste Statussymbol der Mobiltelefonie zu erwerben, waren die entsprechenden Antragsformulare schnell ausgefüllt. Viermal je vier Seiten, mit je vier Durchschlägen für jedes Serviceabonnement und noch mal je vier Formulare zu jedem Antrag als Bankeinzugsermächtigung. Die Beraterin der Télécom besaß den Charme einer Kettensäge und interessierte sich wesentlich mehr für die Lackierung ihrer künstlichen Fingernägel als für ihre Kunden. Aber, so sagte ich mir tröstend, in Deutschland könnte dir das genauso passieren ... Nach einer knappen Stunde und einigen, zunächst fehlgeschlagenen, Versuchen unserer supercharmanten Verkäuferin, die Formulare in eine recht simple Computermaske zu übertragen, verließen wir die „Erlebnis-Boutique“ der Télécom mit dem befriedigenden Gefühl, daß uns der Besuch eines Monteurs schon für einen der nächsten Tage in Aussicht gestellt worden sei. Nicht ahnend, was uns tatsächlich bevorstehen sollte.

Ein Tag nach dem anderen ging ins Land. Wer nicht erschien, war der Monteur. Nachfragen versandeten in endlosen Warteschleifen

»Un peu noir?« – Nur Schwarzgeld hilft

eines Callcenters, bei dem man sich sprachgesteuert zur richtigen Adresse durchkämpfen sollte. Leider war der Computer nicht auf Auskünfte oder Beschwerden programmiert, geschweige denn auf Wutausbrüche.

... Als wir uns schon fast damit abgefunden hatten, den Kontakt zur Außenwelt nur noch mittels Handy aufrechtzuerhalten, und ernsthaft die Anschaffung einer Brieftaube in Erwägung zogen, da klingelte es eines schönen Morgens an der Haustür. Draußen stand ein Mann mittleren Alters und etwas mehr als gut gebräunter Gesichtsfarbe. Er stellte sich als Ali vor, und seinem Akzent war deutlich zu entnehmen, daß er wohl am Fuße des Atlasgebirges Kamele gehütet hatte, bevor ihn die Télécom auf ihre Kunden losließ.

Wo denn die Eingangsbuchse sei?, wollte er sogleich wissen. Eine Frage, die uns als Mieter eines Hauses Baujahr 1777 kalt erwischte. Ich öffnete den Sicherungskasten. Fehlanzeige!

Auch eine eingehende Inspektion des Kellers lieferte keine Nabelschnur zur Außenwelt. Ali wurde sichtlich ungehalten. Und dann beging ich einen Fehler. „Sie müssen doch wissen, wo die Télécom die Leitungen ins Haus gelegt hat“, sagte ich mit einem etwas vorwurfsvollen Unterton. Der Techniker fixierte mich einen Augenblick zu lange, so als ob er in meiner Bemerkung einen leicht rassistischen Zungenschlag suchte. Dann kam seine lang gedehnte Antwort: „Monsieur, je crois que nous avons un problème. Je reviens demain! – Mein Herr, ich glaube, wir haben ein Problem. Ich komme morgen wieder.“

Mein Kardinalfehler war, daß ich ihn ziehen ließ ... Ali sollte nie wieder erscheinen.

Alle Franzosen, die ich um Rat und Hilfe bat, boten mir das gleiche Erklärungsmuster von gesellschaftspolitischer Tragweite: „Die France Télécom ist nun einmal ein ehemaliger Staatsbetrieb.“ „Outsourcing“ heißt hier das Zauberwort, denn um die sogenannten Overhead-Kosten und Pensionsrückstellungen zu vermeiden, setzen Unternehmen wie France Télécom, EDF, SNCF und die anderen staatsnahen Giganten auf Billigkräfte. Ein-Mann-Betriebe, abgespeist mit einem Hungerlohn von sechs bis sieben Euro die Stunde, ohne Kündigungsschutz, ohne qualifizierten Abschluß, ohne Absicherung. Häufig Menschen mit einem „Migrationshintergrund“, wie es in Deutschland aus völlig falsch verstandener politischer Korrektheit inzwischen so schön heißt. Arme Schlucker, die es irgendwann in die Grande Nation verschlagen hat. In Frankreich ist da wenigstens der Sprachgebrauch um einiges ehrlicher: „Les Maghrébins, sans papiers, immigrés, illégaux – Maghrebiner, ohne Papiere, Immigranten, Illegale“. Wobei die Beschreibung meist nicht zutrifft. Denn ein Großteil lebt bereits in der dritten Generation in Frankreich, spricht die Sprache und besitzt einen französischen Paß. Dennoch sind sie bis heute Außenseiter geblieben. Selbst ein Unternehmen wie die France Télécom hat keine Skrupel, solche Ein-Mann-Firmen zu beschäftigen, die für jeden Auftrag einzeln angeheuert werden und damit in keinerlei Beschäftigungsverhältnis stehen. Selbst dann nicht, wenn sie jahrelang für diesen einzigen Auftraggeber nach Telefonkabeln suchen.

Ali war so einer. Zuwanderer der zweiten Generation. Seine Eltern hatte der Algerienkrieg in einen nördlichen Vorort von Paris gespült. Aufgewachsen in einem Frankreich, das in einem beur – einem Nordafrikaner dunkler Hautfarbe – noch immer einen Menschen zweiter Klasse sieht ...

Langsam begann ich zu begreifen, daß ich nicht nur ein Problem mit dem neuen Telefonanschluß, sondern mit den tiefen Gräben der französischen Gesellschaft hatte. Aber wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten ...

Einen Tag später stand ein anderer Techniker vor der Haustür. Er stellte sich als Mohammed aus Marokko vor. Kaum hatte ich ihm unseren sehnlichen Wunsch nach Telefon-, Fax- und ADSL-Leitung erklärt, hielt er sich nicht lange mit der Suche nach dem nicht vorhandenen Kabelanschluß auf. Er kletterte auf den nächsten Telefonmast, zog mit kühnem Schwung eine Strippe bis zum Haus und tackerte sie flugs über die ganze Breite der Fassade fest. Dann holte er aus seinem Auto eine mächtige Schlagbohrmaschine, trieb ein dickes Loch durch die Außenwand und steckte das Kabel hindurch. An der Innenwand war nach wenigen Minuten vor unseren staunenden Augen eine Steckdose für ein französisches Telefon befestigt ...



Dann drehte er sich triumphierend zu mir um und stellte fest: „Ça y est! – Das wär's!“ Meinen entsetzten Einwand, ich würde den Anschluß nicht im Gästezimmer, sondern am Schreibtisch meiner Frau und in meinem Arbeitszimmer benötigen, wischte er mit einer abfälligen Handbewegung vom Tisch. Dafür wäre er nicht zuständig ... Wir sollten uns gefälligst an den so beliebten Service aprèsvente wenden! Ich war kurz davor, den nächsten Kardinalfehler zu begehen, ihn anzubrüllen, zu argumentieren, daß genau dies in dem Auftrag stünde, mit dem ich vor seiner Nase herumwedelte. Da besann ich mich eines Besseren und erinnerte mich an meine Zeit als Korrespondent in Afrika. Mit gedämpfter Stimme fragte ich, ob er am Samstag denn schon etwas vorhätte und ob er sich vielleicht etwas dazuverdienen wolle? „Un peu noir? – Ein bißchen schwarz?“, kam die scheue Rückfrage. Nach meinem zustimmenden Kopfnicken ging ein Leuchten über sein Gesicht. 150 Euro lösten das Problem der Anschlüsse und Steckdosen. Mohammed erschien tatsächlich pünktlich zum vereinbarten Termin, arbeitete mit unternehmerischer Begeisterung und verkabelte das ganze Haus. Ich verkniff mir die Frage, wer das Material dieser Aktion bezahlte.

Aber mit einem Schlag hatte ich einen Schlüssel für das Funktionieren der französischen Gesellschaft erkannt. Während ich bis zu dieser Begegnung geglaubt hatte, Schwarzgeld, Korruption, Steuerhinterziehung und Vetternwirtschaft seien typische Merkmale von Drittweltländern, allenfalls noch im Süden Italiens beheimatet, begann ich zu lernen, daß auf entsprechenden Schmierstoff das gesamte Wirtschaftssystem basiert. „Un peu noir“ ist die Zauberformel, die das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Interessen erst ermöglicht. Auf dieser Basis lassen sich nicht nur Geschäftsverbindungen und gesellschaftliche Kontakte knüpfen, sondern wer den Mechanismus begriffen hat, findet damit Freunde fürs Leben.

***Alexander von Sobeck: „Ist Frankreich noch zu retten – Hinter den Kulissen der Grande Nation“**, Propyläen, Berlin 2007, geb., 367 Seiten, 19,95 Euro*



Glück für alle

Die Basis für Zufriedenheit

Das ganze Leben dreht sich um die Suche nach dem Glück. Und was, wenn nicht ein schönes Kunstwerk, hilft einem dabei, Glück zu empfinden. Der Autor solch eines Kunstwerks, Heimo Schwilk, setzt sich auf den 72 Seiten seines Buchs „Die Türen zum Glück“ mit der philosophischen Frage nach dem ersehnten Zustand auseinander.

Auf charmante Weise analysiert der Vater zweier Töchter fünf verschiedene Glückserfahrungen. So schreibt der 1952 geborene Journalist, der im evangelisch-theologischen Seminar Maulbronn wie einst auch Hegel studierte, unter anderem vom Glück in der Arbeit.

Arbeit ist für Schwilk „eben nicht nur Mittel zum Zweck, unseren Lebensstandard möglichst hochzutreiben, sondern es bedeutet Sinnerfüllung und inneres Glück, wenn etwas gelungen ist, auch wenn es sich nicht sofort auszahlt“.

Ebenso deutlich und gut nachvollziehbar setzt er sich mit dem Glück der Sinne, im Glauben, in der Liebe und in der Gemeinschaft auseinander.

„Aber wer das Glück in der Liebe sucht, sollte es nicht mit dem Glücksgefühl verwechseln“, denn das Glücksgefühl verschwindet für den Autor nach gewisser Zeit. Vielmehr ist Liebesglück für ihn das sich vollkommene Einlassen auf den Partner und die damit verbundene innere Ausgeglichenheit für das Leben. Das Buch dreht sich aber nicht nur um zweigeteiltes Glück, sondern auch um die Gemeinschaft: „Echte Gemeinschaft schenkt tiefes Glück.“ Basierend auf diesem Satz spannt der Autor von Aristoteles' Nikomachischer Ethik und dessen Erkenntnis, daß Glückseligkeit ohne Gemeinschaft nicht möglich ist, einen gedanklichen Bogen zum anhaltenden Wir-Gefühl, das unserem Land durch die Fußball-WM 2006 wiedergegeben wurde.

Heimo Schwilk schafft in diesem Buch die Basis für jeden, sich mit dem Glück auseinanderzusetzen – sei es allein, mit dem Partner oder in Gemeinschaft. Hervorzuheben ist dabei, daß dies auf ganz eingängiger Ebene geschieht, die alte Denker mit modernem Leben verbindet.

Besonders schön steht dem Thema des Buches auch die graphische Gestaltung zur Seite, die sich durch liebevolle und romantische Details auszeichnet. Man hält mit diesem Buch nicht einfach nur ein Buch in den Händen, sondern ein kleines Schmuckstück, das ganz im Sinne von Nietzsches Ausspruch „Die Kunst soll vor Allem und zuerst das Leben verschönern“, geschrieben und gestaltet wurde. *C. Schacht*

***Heimo Schwilk: „Die Türen zum Glück“**, Langen Müller, München 2007, geb., 72 Seiten, 14,90 Euro, Best.-Nr. 6266*



Opfer der Inquisition

Bewegender Roman beleuchtet dunkles Kapitel der spanischen Geschichte

Was war zu erst da? Das Drehbuch zum Kinofilm oder das Buch? Die Vermutung lautet: das Drehbuch, denn „Goyas Geister“ ist manchmal so hölzern, nüchtern geschrieben, daß es fast wie ein Drehbuch wirkt. Trotzdem ist der Roman durchaus lesenswert, und es gelingt ihm, aufgrund der fesselnden Geschichte, im Verlauf der Schilderungen den Leser in seinen Bann zu ziehen.

Der spanische Maler Goya arbeitet an Porträts der reichen Kaufmannstochter Ines und des Inquisitors Lorenzo. Im Atelier fällt dem Inquisitor das engelsgleiche Antlitz der jungen Spanierin auf dem Gemälde auf, mit deren Schicksal das seine bald eng verbunden sein wird.

Die Autoren Jean-Claude Carriére und Milos Forman, bekannter Drehbuchautor der eine, Regisseur der andere, entführen ins Spanien zur Zeit der Französischen Revolution. Wie reagierte das extrem konservative Spanien darauf, wer regierte das Land statt des vergnügungssüchtigen Königspaares wirklich, wie waren die Methoden der Inquisition, und wie verhielt sich Napoleon nach seiner Besetzung Spaniens?

Historische Fragen wie diese werden mit dem Schicksal der Romanfiguren beantwortet, deren Leben von den Ereignissen maßgeblich gelenkt wird. So wird Ines bei einem Gaststättenbesuch mit ihren Brüder von Spionen der Inquisition dabei entdeckt, wie sie Schweinefleisch ablehnt. Ohne daß das Mädchen weiß warum, wird es von der Inquisition vorgeladen und so lange gefoltert, bis sie gesteht, jüdischen Ritualen zu huldigen, obwohl sie gar nicht weiß, was das ist. Verzweifelt versucht die Familie, die im Kerker festgesetzte Tochter frei zu bekommen, doch selbst das viele Geld, das der Vater Bilbatua zur Restaurierung einer Kirche spendet, liefert ihm nicht einmal Informationen über den Verbleib seines Kindes. Bilbatua bittet Goya um Hilfe, der seine Kontakte zu Lorenzo nutzt und diesen mit zu einem Abendessen ins Haus des Kaufmannes nimmt. Lorenzo hält dort einen Vortrag darüber, daß die Folter durchaus wahre Geständnisse erzeuge, schließlich würde Gott den Gefolterten den Schmerz nehmen. Von so viel Ideologie entsetzt, platzt Bilbatua der Kragen und er holt ein Seil, bindet mit Hilfe seiner Söhne den sich wehrenden Lorenzo an die Decke und foltert ihn so, wie die Inquisition seine Tochter gefoltert hat. Er höre erst auf zu foltern, wenn Lorenzo unterschreibe, der Sohn eines Schimpansen zu sein, so Ines Vater. Da Lorenzo Schmerzen verspürt, unterschreibt er irgendwann diese Behauptung, mit der Bilbatua zum König geht. Doch dieser lacht nur, reicht sie an die Inquisition weiter, die Lorenzo in Schimpf und Schande aus seinem Amt jagt … und es vergehen 15 Jahre, bis Ines geistig verstört frei kommt und Lorenzo erneut als Zerstörer in ihr Leben tritt. *R. B.*

***Jean-Claude Carriére, Milos Forman: „Goyas Geister“**, dtv premium, München 2007, kartoniert, 327 Seiten, 14,50 Euro, Best.-Nr. 6267*

Neues Leben als Ramute

Bewegendes Wolfskind-Schicksal steif umgesetzt

Der Titel „Edeltraut / Ramute – Wie ein ‚Wolfskind' in Litauen“ läßt eine bewegende Geschichte aus der Zeit direkt nach dem Zweiten Weltkrieg vermuten, und dem ist auch so, nur leider hat der Autor Richard L. Neu diese so verpackt, daß man eigentlich schon nach den ersten Seiten keine Lust mehr hat, weiter zu lesen. Hier arbeitet der Autor nämlich erstmal geschichtsbuchartig die historischen Entwicklungen des Zweiten Weltkrieges ab, bis er sich dann der Geschichte nähert: „Im Dorf Blöken, Kreis Labiau, wird am 3. Januar 1924 dem Ehepaar Fritz und Rosi Mai ein Töchterchen geboren.“ Der literarisch wenig ansprechende Beginn ist jedoch wieder nur eine Vorgeschichte, denn das Mädchen, was hier geboren wird, ist Gertrud, die Mutter von Edeltraut, die selber erst 1942 das Licht der Welt erblickt.

Nun zur eigentlichen Geschichte: Nachdem die ostpreußische Heimat zerstört ist, flüchtet die inzwischen verwitwete Gertrud mit ihrer Tochter und ihrer Freundin 1946 nach Litauen. Für einige Monate finden sie auf einem Hof Unterschlupf, auf dem sie die Arbeit und Pflege der kranken Bäuerin übernehmen. Doch nachdem diese wieder genesen ist, müssen die drei weiter. Viel weiter kommen sie jedoch nicht, da Gertrud und Emma zur Zwangsarbeit verpflichtet werden und Edeltraut mit zwei anderen Kindern zurückbleibt. Doch die Kleine hat das Glück, von einer litauischen Familie angenommen zu werden. Diese gibt das Mädchen als ihr eigenes aus und nennt sie Ramute.

Gertrud, inzwischen aus sowjetischer Gefangenschaft nach Deutschland entlassen, wird von ihrem neuen Mann daran gehindert, nach Edeltraut zu suchen. Dieser will, daß sie sich nur ihm und dem gemeinsamen Sohn widmet und ihre Tochter vergißt. Erst nach dem Tod ihres Mannes und Sohnes sowie dem Ende des Kalten Krieges begibt sich Gertrud auf Drängen ihres neuen Lebensgefährten erneut auf die Suche nach ihrer Tochter.

Das eigentlich sehr bewegende und herzergreifende Schicksal ist leider sehr steif und sachlich niedergeschrieben. Die geschilderten Dialoge sind unrealistisch. „Mein Name ist Antanas Laurinskas, ich bin hier im Ort der Dorfschmied, jetzt, wo alle Bauern den Kolchosen angeschlossen sind, werden dort auch die Schmiedearbeiten verrichtet. Ich habe jetzt weniger zu tun … Ihr seid zwei Frauen mit einem kleinen Mädchen, Ihr habt am Krieg der Faschisten keine Schuld. Wir Litauer lassen keinen Menschen in seinem Elend, das ist gegen unseren Glauben.“ Diese Worte des Dorfbewohners Antanas klingen doch ziemlich künstlich, denn selbst wenn er so gehandelt hat, wird er kaum so gestelzt dahergeredet haben. *Bel*

***Richard L. Neu: „Edeltraut / Ramute – Wie ein ‚Wolfskind' in Litauen“**, Hauschild, Bremen 2007, geb., 138 Seiten, 14 Euro, Best.-Nr. 6268*



Liebe statt Politik

Junger Münchner ignoriert Entwicklungen der 1920er

In dem Roman „Die Grandauers“ erzählt Willy Purucker die Geschichte von Karl Grandauer, einem 1920 aus Kriegsgefangenschaft heimgekehrten jungen Mann, vor den Kulissen der politisch turbulenten, unsteten 20er Jahre.

Seinen Ursprung hat dieses Buch in den 80er Jahren. Damals wurde es beim Bayrischen Rundfunk als Hörfunkserie „Die Grandauers und ihre Zeit“ ausgestrahlt, aus der später das Drehbuch für die erfolgreiche Fernsehserie „Die Löwengrube“ entstand, für welches Williy Purucker 1992 den Adolf-Grimme-Preis in Gold erhielt.

Objektiv beschreibt der Autor die Verhältnisse, in welche der ehemalige Kriegsgefangene in seiner Heimat München zurückkehrt.

Durch die Augen des jungen Mannes Karl, der daran interessiert ist, sich eine solide Existenz aufzubauen, nimmt der Leser die politischen Geschehnisse wahr.

Drastische Inflation, Fehmemorde, hohe Arbeitslosigkeit und der langsame, aber stetige politische Aufstieg Adolf Hitlers berühren den arbeitssuchenden und in die Tochter eines Musikwarenhändlers verliebten Karl, im Gegensatz zu seinem Jura studierenden, politisch engagierten Bruder Adolf, wenig.

So auch als Karl eines Abends gedankenverloren eine Kette ihrer verstorbenen Mutter betrachtet, die ihm seine Schwester Luise für seine Verlobte Traudl gegeben hat, während sein Bruder glühend von einer seiner Versammlungen berichtet.

„Schad, daß du heut Abend nicht dabei warst, bei der Versammlung im Bürgerbräu. Da sind etliche Kameraden aus dem Ruhrgebiet unter uns gewesen … die man ausgewiesen hat! Rausgeschmissen! Aus ihrer Heimat! Von heut auf morgen! Ohne alles! Von den Franzosen! Ruhrbesetzung! … Und wie die dort saßen die Franzosen! Wie die Geier!' … ‚Unglaublich, ja …', bestätigte der Karl und war im Ton wenigstens um Betroffenheit bemüht. … ‚Kennst das noch, das Ketterl mit dem Kreuzerl? … Hat mir die Luise überlassen. Als Hochzeitsgeschenk für Traudl.' … ‚Tu, felix Carolus, nube' ‚Was soll das heißen?' ‚Daß du heiraten sollst endlich. Vielleicht kann man dann mit dir wieder amal über was anderes reden.' ‚Ist doch klar, Mensch, daß ich im Moment nicht gerad das Ruhrgebiet im Kopf hab!' ‚Deutschland, Karli! Deutschland!' ‚Deutschland … mein Gott! Ist sicher auch wichtig, Adi … aber ich hab noch keine passenden Schuhe!'“

Völlig im Banne der Tochter des Musikwarenhändlers Soleders, lassen Karl solcherlei politische Nachrichten zunächst noch relativ kalt, da ihn auch sein Job als Angestellter der Münchener Kriminalpolizei an der Seite des Inspektor Grüners ziemlich vereinnahmt.

Immer wieder kommt es zu Morden im politisch zerrissenen München, welche es aufzuklären gilt.

Auch seine zunächst nur heimlich bewunderte Traudl hatte er erst über einen Mordfall im Hause Soleder nach einer vorausgegangenen schrecklichen Blamage in deren Geschäft wiedersehen können.

Die vom Autor Willy Purucker hier und da eingestreute Prise Ironie verleiht dem Roman in Kombination mit dem bayerischen Dialekt der Romanfiguren das gewisse Etwas.

Und auch die Morde, die Karl Grandauer als Angehöriger der Münchner Kriminalpolizei an der Seite des sarkastischen Fastpensionärs Inspektor Grüner aufzuklären hat, sorgen für abwechslungsreiche, zum Teil humorvolle Unterhaltung auf hohem Niveau. *A. Ney*

***Willy Purucker: „Die Grandauers“**, Langen Müller, München 2007, 256 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6269*



Leidensberichte

Häftlinge aus Hohenschönhausen über ihre Haftzeit

„Die Hände gefesselt, über dem Kopf eine Kapuze gestülpt, stieß man mich nach Beendigung der Fahrt die Treppe hinunter. Der erste Eindruck nach Entfernung der Fessel und der Kapuze: An der Kellerdecke hing eine Ampelanlage, wie man sie im Straßenverkehr kennt. Die Schaltungen der Ampel auf Rot oder Grün sollten verhindern, daß Häftlinge sich auf den Gängen begegnen … Von April 1947 bis Dezember 1948 sollte ich nie einem Leidensgefährten begegnen.“ Die Jahreszahlen verraten, daß es sich bei dem Berichtenden nicht um einen Guantanamo-Häftling handeln kann, auch wenn die Haftbedingungen ähnliches vermuten lassen. Dies ist der Bericht von Ewald Ernst, der aufgrund seiner Funktion als Fraktionsgeschäftsführer der CDU in Sachsen-Anhalt den Herrschenden der sowjetisch besetzen Zone ein Dorn im Auge war. Also hieß es, ab ins Gefängnis nach Hohenschönhausen.

Berichte wie diese hat Hubertus Knabe, wissenschaftlicher Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, in „Gefangen in Hohenschönhausen – Stasi-Häftlinge berichten“ zusammengetragen.

Das als Taschenbuch herausgekommene Buch gibt eindrucksvoll Kenntnis über die Situation in dem Gefängnis.

Anhand der Berichte, die alle vier Jahrzehnte abdecken, wird deutlich, wie mit den Inhaftierten umgegangen wurde, die sich keinerlei Vergehen im klassischen Sinne haben zuschulden kommen lassen. Eine andere politische Gesinnung, Plakate kleben oder ein Antrag auf Ausreise sind einige der Gründe, die die Betroffenen nach Hohenschönhausen brachten.

„In der Isolation der Untersuchungshaft wurde meine Sehnsucht nach zwischenmenschlichem Kontakt beinahe unerträglich groß. Jedes Geräusch, das von außen in die Zelle drang, nahm ich mit großer Konzentration wahr …“, so Sigrid Paul, die wegen „Beihilfe zur Republikflucht“ einsaß und wochenlang permanentem Schlafentzug ausgesetzt war.

Erica Wallach wiederum schildert, daß sie innerhalb von zwölf Monaten dreimal baden durfte, was für sie jedesmal ein Vergnügen war.

„Ich fühlte mich wohlig entspannt. Das Bad und die Unterhaltung mit einem Menschen – auch wenn er mein Kerkermeister war, gestiefelt und gespornt, und ich nur sein wehrloses, nacktes Opfer – gaben mir großen Auftrieb.“

Arno Wend beschreibt die Arbeitsweise in Hohenschönhausen so: „Die Methoden … sind oft recht primitiv und plump. Gerade dadurch sind sie aber doch außerordentlich wirksam. Der Mensch wird durch die vollständige Mißachtung seiner Persönlichkeitswerte, körperliche Folterungen und die vollständige Isolierung von seinen Angehörigen und der Außenwelt systematisch zermürbt. Dazu tragen noch Versagung jeder geistigen und körperlichen Betätigung während der Untersuchungshaft entscheidend bei. Es gehört ein gutes Maß an Härte, Selbstbehauptungswillen und innere Kraft dazu, um diesen Torturen und Belastungen widerstehen zu können.“

Und das erschreckendste ist, daß der Arzt von Waltraud Krüger, der versucht hat, sie mit bewußtseinsschädigenden Psychopharmaka gefügig zu machen, noch heute in einer eigenen Praxis seinem Beruf nachgeht. Zudem: Er ist nur einer von vielen, die ungeschoren den Systemwechsel überstanden haben und nie zur Rechenschaft gezogen worden sind. *Rebecca Bellano*

***Hubertus Knabe (Hrsg.): „Gefangen in Hohenschönhausen – Stasi-Häftlinge berichten“**, List, Berlin 2007, broschiert, 380 Seiten, 8,95 Euro, Best.-Nr. 6270*



Prof. Michael J. Behe
Darwins Black Box
biochemische Einwände gegen die Evolutionstheorie

1996 ist dieses Buch in den USA erstmals erschienen und hat eine weltweite Diskussion ausgelöst. 2007 ist es nun in deutscher Sprache verlegt, ergänzt durch ein Kapitel, das die wesentlichen Argumente aus diesen Diskussionen aufgenommen hat. Der Autor ist Biochemiker. Die Erkenntnisse der Biochemie sind noch sehr jung, deshalb konnten Darwin und die Wissenschaftler bis in den Beginn der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts die Probleme, die sich in den Bausteinen lebender Organismen ergeben, nicht erkennen. Diese Erkenntnisse bringen allerdings wichtige Grundannahmen der Darwinschen Theorie ins Wanken, denn ein stufenweiser Aufbau komplexer Systeme ist nicht denkbar: Entweder es waren alle Teile von Anfang an da oder dieses System konnte nie existieren. Behe vergleicht dies mit einer Mausefalle, nur wenn sie komplett ist, kann sie ihre Funktion erfüllen.

Kart., 484 Seiten
Best.-Nr.: 6250, € 24,90

Gerd Schulze- Rhonhof

Der Krieg, der viele Väter hatte

„Was hat die Generation meines Vaters dazu bewegt, nur 20 Jahre nach dem Ersten Weltkrieg Adolf Hitler in einen neuen Krieg zu folgen?“ Die Suche des Autors nach einer Antwort führt zu überraschenden Ergebnissen. Zusammenhänge werden deutlich, die bislang schlichtweg übergangen wurden. „Dieser Krieg“, so Gerd Schultze-Rhonhof, „hatte viele Väter.“ Vieles in unserer deutschen Geschichte zwischen 1919 und 1939 ist ohne Kenntnis des zeitgleichen Geschehens in anderen Ländern nicht zu verstehen, zu eng greifen oft Wirkung und Wechselwirkung ineinander. Doch es ist nicht allein die zeitgleiche Geschichte unserer Nachbarvölker, die den Kriegsbeginn beeinflusst hat, es ist auch - und das nicht unerheblich - die gesamte Vorgeschichte.

Geb., 5. Auflage, 595 Seiten, mit zahlr. Abb.
Best.-Nr.:2261, € 34,00

Christopher Clark
Preußen
Aufstieg und Niedergang. 1600-1947

Die Zeit ist reif für einen distanzierten, sensibel wägenden Blick auf dieses große Kapitel der deutschen und europäischen Vergangenheit. Christopher Clark schildert den Aufstieg Preußens vom kleinen, an Bodenschätzen armen Territorium um Berlin zur dominierenden Macht auf dem europäischen Festland und schließlich die Auflösung nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches. Seine brillante Darstellung ist ein Meisterwerk der Geschichtsschreibung.

Geb., 896 Seiten mit 62 Abb. sowie Ktn
Best.-Nr.: 6072 € 39,95

Hörbücher zum Buch



Hörbuch
Der Krieg,der viele Väter hatte
Die letzte Woche vor dem Krieg

Dieses Hörbuch basiert auf dem gleichnamigen Bestseller-Sachbuch und zeichnet die dramatischen Entwicklungen der letzten Tage vor Kriegsbeginn minutiös nach: Gerd Schultze-Rhonhof zeigt in aller Deutlichkeit, was den „ersten Schüssen“ des 1. September 1939 vorausgegangen ist.

Laufzeit: 145 Minuten, Umfang: 2 Audio-CDs
Best.-Nr.: 5180, € 14,95



Hörbuch
Der zweite Dreißigjährige Krieg
1914-1945

Die Bezeichnung „Zweiter Dreißigjähriger Krieg“ ist daher mehr als eine bloße Zeitebeschreibung; sie ist in erster Linie inhaltlich bestimmt und lässt erkennen, dass den Ereignissen von 1914 bis 1945 gleich bleibende politische Ziele zugrunde lagen.

Laufzeit: 137 Minuten, Umfang: 2 Audio-CDs
Best.-Nr.: 5337, € 14,95

Buch der Woche



Hubertus Knabe
Tag der Befreiung? Das Kriegsende in Mitteldeutschland

Für Millionen von Deutschen bedeutete die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht das Ende einer zwölfjährigen Schreckensherrschaft. Für die Menschen in Mitteldeutschland hat dieses Diktum nie gegolten. Ihre Befreiung vom NS-Regime ging nahtlos über in eine neue, nicht minder menschenverachtende Gewaltherrschaft seitens der sowjetischen Besatzungsmacht, gefolgt von der vier Jahrzehnte währenden kommunistischen Diktatur der SED. Schon beim Vormarsch der Sowjetsoldaten waren Liquidierungen, Vergewaltigungen und Verschleppungen an der Tagesordnung. Den Rotarmisten folgten die Truppen der sowjetischen Geheimpolizei, die Hunderttausende Zivilisten, darunter Frauen und Alte, in Zwangsarbeitslager deportierten oder in die von den Nationalsozialisten übernommenen Gefängnisse und Speziallager sperrten. Erst der Terror der unmittelbaren Nachkriegszeit schuf die Voraussetzungen für die SED-Diktatur. Der Historiker Hubertus Knabe, einer der besten Kenner der politischen Unterdrückung in Mitteldeutschland, schildert auf eindringliche Weise das »andere« Kriegsende in diesem Teil unseres Landes. Sein schonungsloser Bericht diese dunkle Seite unserer gemeinsamen Nachkriegsgeschichte und die zahllosen Opfer unter der ostdeutschen Bevölkerung ins Gedächtnis rufen. Der »Tag der Befreiung« kam für die Mitteldeutschen erst Jahrzehnte später, als das SED-Regime gestürzt wurde.

Geb., 388 Seiten
Best.-Nr.: 6249, € 24,00

Zeigen Sie Flagge!

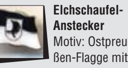
Ob für Mütze, Revers oder als Sammlerstück: Flaggen-Anstecker mit emaillierter Oberfläche und Steckverschluss. Maße: ca. 17 x 12 mm



Ostpreußen-Anstecker
Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Provinzwappen,
Best.-Nr.: 5889



Preußen-Anstecker
Motiv: Preußenadler,
Best.-Nr.: 6057



Elchschaufel-Anstecker
Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Elchschaufel,
Best.-Nr.: 6055



Königsberg-Anstecker
Motiv: Königsberg-Flagge,
Best.-Nr.: 6056

je Anstecker nur € 2,95



Roswitha Gruber
Vom Zauber der Kindheit
Großmütter erzählen
Geb., 255 Seiten,
Best.-Nr.: 6189, € 9,95

Jürgen Roth, Rainer Fromm, Rainer Nübel
ANKLAGE UNERWÜNSCHT!
Geb., 304 Seiten
Best.-Nr.: 6224, € 19,95

Jürgen Roth
Deutschland-Clan
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90



Das Buch von den preußischen Königen

Begegnen Sie den preußischen Königen von Angesicht zu Angesicht. Autor Bernhard Rogge stellt Ihnen anschaulich undkenntnisreich alle gekrönten Häupter vor. Dabei spannt sich der Bogen von der Selbstkrönung Friedrich I. über den Soldatenkönig, den kriegerischen und aufgeklärt- absolutistischen „Alten Fritz“, den Königen der Unglücks- und Reformjahre bis hin zu den Kaisern des geeinten Deutschlands.

Reprint der Originalausgabe von 1895,
592 Seiten,
Format 17 x 24 cm,
9 Brustbilder der preußischen Könige
Best.-Nr.: 5740,
€ 29,95

Schöner Reprint der Ausgabe von 1859



Dr. David A. Noebel
Kampf um Wahrheit
Die bedeutendsten Weltanschauungen im Vergleich
Geb., 502 Seiten
Best.-Nr.: 6247, € 29,90

CD
Beliebte Traditions-und Parademärsche

Es spielt das Heeresmusikkorps der Deutschen Bundeswehr unter Leitung von Oberstleutnant Heinz Schlüter

1. Schwedischer Kriegsmarsch (Bjorneborgarnes)
2. Marsch aus Petersburg
3. Defiliermarsch
4. Pepita-Marsch
5. Marsch „Inf.-Rgt. Großherzog Friedrich von Baden“
6. Bayerischer Defiliermarsch
7. Fridericus- Rex- Grenadiermarsch
8. Annmarsch: Lockmarsch/Marsch des Yorkschen Korps 1813
9. Der Hohenfriedeberger
10. Marsch nach Motiven der Oper „Indra“
11. Parademarsch Nr. 1
12. Locken zum Zapfenstreich
13. Der Große Zapfenstreich
14. Harmonischer Zapfenstreich der Kavallerie/Feldartillerie
15. Nationalhymne



Laufzeit: ca. 27 Min
Best.-Nr.: 5609, € 12,90

Hubertus Scheurer

Zusammenstellung ausgewählter Texte des Lyrikers, die generationenübergreifend Emotionen zu Liebe, Freundschaft, aber auch Gesellschaftskritik in wunderbare Worte fassen.



Daß Liebe unser Leben durchdringt...
Geb., 142 Seiten
Best.-Nr.:6217, € 12,00

Für Dich
Geb., 139 Seiten
Best.-Nr.: 6225,
€ 12,00



Nur noch für Dich
Eine Liebeserklärung
Kart., 96 Seiten
Best.-Nr.: 6226, € 9,80

www.hubertus-scheurer.de



Marina Nemat
Ich bitte nicht um mein Leben
Geb., 392 Seiten, einige s/w- und Farbabbildungen, 14 x 22 cm, gebunden
Best.-Nr.: 6241, € 12,95

Super-Sonderangebot

Heinz Magenheimer
Kriegsziele und Strategien der großen Mächte 1939 bis 1945
Geb., 232 Seiten
Best.-Nr.: 6053, statt € 27,00 nur noch € 12,95



Richard Schröder
Die wichtigsten Irrtümer über die deutsche Einheit
Eine brillante Darstellung deutscher Befindlichkeiten
Kart., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6245, € 16,90



Hans Ehlert (Hrsg.)
Zeitalter der Weltkriege, Bd. 2
Der Schlieffenplan

Der „Schlieffenplan“ galt jahrzehntelang als Grundlage der deutschen Aufmarschplanungen im Vorfeld des Ersten Weltkrieges. Seit einigen Jahren wird diese Auffassung kontrovers diskutiert, bis hin zur provozierenden Frage, ob es überhaupt einen „Schlieffenplan“ gegeben hat? Vor diesem Hintergrund beleuchten Historiker aus dem In- und Ausland die operativen und strategischen Planungen des Kaiserreichs und seiner späteren Gegner im Ersten Weltkrieg sowie das Verhältnis von Militär und Politik.

Erstmals werden in diesem Band zudem die deutschen Aufmarschpläne von 1893/94 bis 1914/15 veröffentlicht, in deren Zentrum Schlieffens berühmte Denkschrift von 1905 steht.

Geb., 496 Seiten, einige Karten, 2 Kartenbeilagen
Best.-Nr.: 6232, € 39,90





Gerd- Helmut Komossa
Die deutsche Karte
Das Verdeckte Spiel der Geheimdienste

Ein Amtschef des MAD berichtet

Dieses Buch gewährt einen Blick hinter die Kulissen der Geheimdienstarbeit und die Arbeits- und Denkweise von Geheimdienstmitarbeitern. Der Autor, der von Verteidigungsminister Georg Leber zum Amtschef des Militärischen Abschirmdienstes (MAD) - des Nachrichtendienstes der Bundeswehr - berufen wurde, berichtet in diesem Zusammenhang über das Verhältnis zu Politikern und Journalisten oder ausländischen Geheimdiensten genauso wie über die Anwerbeversuche von Bundeswehrsoldaten durch DDR-Geheimdienste. Grundsätzlich wird er, wenn er auf die Besonderheit der deutsch-amerikanischen Beziehungen und den Stellenwert der „deutschen Karte“ im Spiel der Mächte zu sprechen kommt. Daß die guten deutschen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten keine Selbstverständlichkeit sind und aufgrund hier und da auftretender Irritationen immer wieder der besonderen Pflege und Aufmerksamkeit bedürfen, ist dem Autor ein besonderes Anliegen.

Geb., 216 Seiten
Best.-Nr.:6246, € 19,90



PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

30/07

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Als Preußen die Wacht am Rhein hielt

Wiener Kongreß, Rheinromantik und Frankreichs Expansionsstreben machten die Ostmacht zum Hoffnungsträger

Von Manfred Müller

Ein Gassenhauer erklang 1840 (damals hatte das Wort noch keinen negativen Beigeschmack) allüberall im Rheinland. Begeistert sang man Nikolaus Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“. Gemeint waren die Franzosen in der damaligen politischen Krise, welche die französische Regierung mit ihrer Forderung nach dem Rhein als „natürlicher Grenze“ Frankreichs ausgelöst hatte. Der Rhein französisch? Niemals, „ob sie wie gierige Raben sich heiser danach schrein“. Noch lebte am Rhein die Erinnerung an die französische Fremdherrschaft zur Zeit der Französischen Revolution und Napoleons.

Preußen hatte auf dem Wiener Kongreß von 1814/15 die Wacht am Rhein übernommen. Dort hatte es bis 1840 bei vielen Rheinländern noch Vorbehalte gegen Preußen gegeben. Vor allem die historisch-kulturell bedingten Mentalitätsunterschiede hatten dazu beigetragen, daß es mit der neuen preußischen Obrigkeit zu Konflikten gekommen war (so zuletzt noch ab 1837 ein heftiger Streit mit dem Kölner Erzbischof Droste-Vischering in der Mischehenfrage). Das alles war aber nun bei den meisten Rheinländern angesichts

Was für Franzosen »natürliche Grenze«, war für Deutsche ...

der von Frankreich her drohenden Gefahr vergessen oder wurde hintangestellt.

Nikolaus Becker bemühte in seinem Rheinlied, von dessen Popularität mehr als 230 Vertonungen zeugen, die bekanntesten Elemente der Rheinromantik und politisierte sie: das „grüne Kleid“ des Stroms, die Felsen, die Dome, der „Feuerwein“, die Fische im Fluß und die Sangeslust des rheinischen Volkes. Das alles müßte vergehen, bevor die Franzosen hier wieder herrschen sollten. Und vor allem: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein.“ Becker griff auf Ernst Moritz Arndts bereits berühmt gewordene Losung zurück: „Der Rhein: Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ Seit Ludwigs XIV. kriegerischer Reunionspolitik hatten die Franzosen im Elsaß, dieser alten deutschen Kulturlandschaft, die Rheingrenze – seit Jahrhunderten angestrebt – gewinnen können.

Als im Oktober 1814 der erste Jahrestag der verlustreichen Völkerschlacht von Leipzig begangen wurde, flammten am Rhein Freiheitsfeuer auf: „Flamme empor, steige mit loderndem Scheine von den Gebirgen am Rheine glühend empor.“ In diesem Lied, das auch im 20. Jahrhundert in den verschiedenen Jugendbünden gerne zu Sonnwendfeiern gesungen wurde, heißt es: „Jauchzt, er ist frei!“ Gemeint war der Rhein, aber das war teilweise eine Illusion, denn die Wiener Schlußakte beließ das Elsaß unter französischer Herrschaft – für die Sänger von 1814 bedeutete das Unfreiheit.

Die Rheinkrise von 1840 hatte nicht nur ganz kurzfristig ein Aufflammen der Verteidigungsbereitschaft in den preußischen Landen am Rhein bewirkt. Den Wunsch nach deutscher Einigkeit gegen alle Bedrohungen von Westen her verspürte der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. auch noch 1842, als er zur Grundsteinlegung für die Vollendung des Kölner Doms an den Rhein kam. Er erreichte die Herzen der in großer Zahl zusammengeströmten rheinischen Untertanen, als er ausrief: „Der Geist, der diese Tore baut, ist derselbe, der vor 29 Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte.“

In der Rheinkrise von 1840 entstand auch ein Lied, das stärker als Beckers Kampfgesang ins 20. Jahrhundert hineinwirkte: Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein“. Martialischer als Beckers Lied, aber doch immer nur die Verteidigung betonend und nicht auf Eroberungen aus: „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein, wir alle wollen Hüter sein.“

Das 19. Jahrhundert personifizierte Deutschlands Schicksalsstrom gerne als „Vater Rhein“, den weinseligen Flußgott. In Trinkliedern erklang die Sehnsucht nach dem Rhein: „Ja dorthin will ich meinen Schritt beflügeln ... zu den Rebenhügeln, wo die Begeisterung aus Pokalen schäumt. Bald bin ich dort, und du mein Vater Rhein, stimm froh in meine Wünsche ein.“ Sollte dem Vater Rhein aber von Frankreich Gewalt angetan werden, so vereinte man sich zu entschlossener Abwehr: „Deutsch der Strom und deutsch der Wein“, wie die Losung schon 1816 in einem Studentenlied lautete.

Die „Wacht am Rhein“ erklang in ganz Deutschland, als Frankreich 1870 Preußen den Krieg erklärte: „Der deutsche Jüngling, fromm und stark, beschirmt die heilge Landesmark.“ Ähnlich war es beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914. Als nach diesem Völkerringen die „heilge Landesmark“ von den Siegermächten in Besatzungszonen aufgeteilt wurde, war das Singen der „Wacht am Rhein“ nicht ungefährlich. Zwar war das vaterländische Liedgut nicht generell verboten, aber wenn nach Auffassung der Besatzer das Singen solcher Lieder als Provokation der Besatzungsmacht aufzufassen war, folgten Strafmaßnahmen. Die „Wacht am Rhein“ wurde zum Pro-

... »Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze«

testlied, als die Franzosen und Belgier 1923 völkerrechtswidrig und mit großer Brutalität das Ruhrgebiet besetzten.

Ein Vorfall in der belgisch besetzten Stadt Neuss am Niederrhein ist exemplarisch. Dort zogen zwölf- und 13jährige Schüler durch die Straßen und sangen als Protest gegen das, was im Ruhrgebiet geschah, die „Wacht am Rhein“ und das Deutschlandlied. Der zuständige Schulrat Langenberg, überzeugter Preuße und Rheinländer, der im Ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse ausgezeichnet, wußte, daß die Wut, die sich in der Bevölkerung angestaut hatte, auf die Kinder abfärbte. Er wies aber die Lehrer an, sie sollten die Schüler ermahnen, solche Provokationen zu unterlassen, da Repressalien gegen die Bevölkerung zu erwarten seien und es in dieser schweren Zeit auf Zucht und treue Pflichterfüllung, nicht jedoch auf solch fragwürdige Handlungen ankomme. Dies rief in Lehrerkreisen Kritik hervor und brachte dem Schulrat eine Untersuchung durch die vorgesetzte Behörde ein.

Natürlich wußte auch die NS-Propaganda im Zweiten Weltkrieg die „Wacht am Rhein“ zu nutzen. Nach 1945 wurde im Rahmen der europäischen Aussöhnung und Einigung allmählich ein Klima geschaffen, in dem dieses Lied keine aktuelle Bedeutung mehr haben konnte. Als historisches Zeugnis politisierter Rheinromantik sollte es gleichwohl im kollektiven Gedächtnis unserer Nation erhalten bleiben.

„Die Wacht am Rhein“: Das in der Preußenzeit erschaffene Niederwalddenkmal Foto: Archiv

Warum Preußen die Wacht am Rhein übernahm

Preußens Rheinprovinz ist wie die Provinz Westfalen ein Werk des Wiener Kongresses von 1814/15, in concreto seines Kongreßpräsidenten, des österreichischen Staatskanzlers Clemens Fürst von Metternich. Der Kanzler war die traditionelle Politik der nach Österreich zweiten und dritten Macht Deutschlands, Preußens und Bayerns, leid, mit dem Reichsfeind Frankreich zu paktieren, um die eigene Stellung im Reich gegenüber dem seit dem 15. Jahrhundert in der Regel von den Habsburgern gestellten Kaiser zu stärken. Er sorgte deshalb dafür, daß Preußen wie Bayern Gebiete im Linksrheinischen erhielten. Dieser Teil Deutschlands war durch das französische Expansionsstreben nämlich besonders gefährdet, da Frankreich den Rhein als seine „natürliche Grenze“ betrachtete,

Darüber hinaus versprachen preußische und bayerische Gebiete in Deutschlands Westen einen weiteren Vorteil. Es war absehbar, daß sowohl Preußen als auch Bayern eine Landbrücke zwischen Mutterland und Exklave erstreben würden und daß die dazwischen liegenden deutschen Staaten vor diesen Bestrebungen Schutz bei Österreich suchen, also natürliche Verbündete der Donaumonarchie werden würden.

Das alleine erklärt aber noch nicht, warum Preußens Rheinexklave auf dem Wiener Kongreß derart groß ausgefallen ist. Hier ist auf die sogenannte sächsisch-polnische Frage zu verweisen. Der Sachsenkönig Friedrich August I., der seit dem Tilsiter Frieden auch Herzog von Warschau war, hatte bis zu seiner Gefangennahme nach der Völkerschlacht von Leipzig 1813 auf der Seite Napoleons gestanden. Er selber war von den Preußen interniert, sein vormaliges Herrschaftsgebiet von den Russen besetzt. Preußen und Russen waren sich einig, daß Friedrich August seine Ansprüche auf Königreich wie Großherzogtum durch seine Kollaboration mit Bonaparte verwirkt habe und seine Territorien deshalb zwischen Preußen und Rußland aufgeteilt werden könnten. Die Russen sollten mit Ausnahme eines Landstreifens zur Verbindung Schlesiens mit Ostpreußen das Herzogtum übernehmen und die Preußen zur Entschädigung das Königreich.

Sachsens Annexion, die schon Friedrich der Große erstrebt hatte, war denn auch das Verhandlungsziel Preußens auf dem Wiener Kongreß. Großbritannien war damit einverstanden, da Preußen als die kleinste der fünf Großmächte galt und die Seemacht eine Politik des Gleichgewichts auf dem Kontinent betrieb, um ihre eigene Herrschaft über die Meere abzusichern. Österreichs Militär war weniger angetan von Preußens Annexionswunsch, war Sachsen doch ein traditioneller Verbündeter Österreichs gegen Preußen. Zudem schreckte es die Vorstellung einer Verlängerung der österreichisch-preußischen Grenze um die bisherige österreichisch-sächsische.

Metternich, der wie die Briten ein kontinentales Gleichgewicht anstrebte, fürchtete jedoch stärker als ein preußisches Sachsen ein russisches Polen, da Rußland aus den Befreiungskriegen als stärkste Kontinentalmacht hervorgegangen war. Metternich machte den Preußen deshalb ein Angebot. Sie sollten Sachsen erhalten, wenn sie dabei halfen zu verhindern, daß Rußland Polen bekommt. Da die britischen Gleichgewichtspolitiker gleichfalls in Rußland eine potentielle Gefahr für das Gleichgewicht sahen, gelang es dem Führer der österreichischen Außenpolitik, sein britisches Pendant, Henry Viscount Castlereagh, für diese Linie zu gewinnen.

Am 22. Oktober 1814 unterbreitet Metternich dem preußischen Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg sein Angebot. Der Preuße reagiert positiv. Er ist bereit, sich für ein preußisches Sachsen am österreichisch-britischen Widerstand gegen ein russisches Polen zu beteiligen. Bereits einen Tag später kommt es zu einem Treffen zwischen Metternich, Castlereagh und Hardenberg, dem „Komplott vom 23. Oktober“, wie der russische Zar Alexander I. das Treffen verächtlich nennt. Am darauffolgenden Tag informiert Metternich Alexander über die am Vortag von den Dreien ausgearbeiteten Alternativen zu Alexanders Polenvorstellungen, um nicht zu sagen: Er konfrontiert den Zaren damit. Das Ergebnis ist ein heftiges Wortgefecht.

Zar Alexander versucht nun, einen Keil zwischen die Regierungschefs und deren Monarchen zu treiben. Im britischen Fall ist das nicht so einfach und vielversprechend. Die Stellung der Regierung gegenüber dem König beziehungsweise dem Prinzregenten ist recht stark und die Gleichgewichtspolitik auf der Insel Konsens. Zudem ist der Prinzregent in Wien gar nicht anwesend – dafür aber der preußische König und der österreichische Kaiser.

Vom 25. bis zum 27. Oktober führt Kaiser Franz I. als Gastgeber mit den beiden anderen am Kongreß teilnehmenden Großmacht-Herrschern eine Vergnügungsreise nach Ofen durch. Der Zar nutzt die Gelegenheit zu dem Versuch, seine beiden Mitreisenden zu einem Abrücken von ihren Staatskanzlern zu bewegen. Bei Franz beißt Alexander auf Granit. Der Kaiser interessiert sich wenig für Politik und vertraut seinem Regierungschef. Bei Friedrich Wilhelm III. ist der Zar dafür um so erfolgreicher. Der Preußenkönig ist gegenüber dem Russen nach der Befreiung Preußens, Deutschland und Europas vom napoleonischen Joch von einem Gefühl schier grenzenloser Dankbarkeit erfüllt, und so legt er nach seiner Rückkehr Hardenberg auf eine rußlandfreundliche Polenpolitik fest.

Von den Preußen nun unterstützt, konnte sich der Zar hinsichtlich des zwischen seinem und Friedrich Wilhelms Reich gelegenen Polen weitestgehend durchsetzen. Aus dem größten Teil des Herzogtums Warschau wurde ein Königreich Polen mit dem Zaren als König gebildet. Dafür, daß es Rußland in der Polenfrage unterstützte, mußte Preußen in der Sachsenfrage zurückstecken. Hier setzten sich Österreich und Großbritannien durch, die nach dem preußischen Kursschwenk in der polnischen Frage sich nun in der sächsischen querstellten – dabei unterstützt vom sachsenfreundlichen und preußenfeindlichen Frankreich. Schließlich schlug der Zar eine Teilung Sachsens vor, ein Kompromißvorschlag, der angenommen wurde. Nolens volens mußte sich Preußen mit etwa zwei Fünftel des Territoriums mit weniger als der Hälfte der Bevölkerung zufriedengeben. Der Rest Sachsens blieb Friedrich August als Königreich erhalten.

Da Preußen seine Verluste des Tilsiter Friedens im Osten größtenteils Rußland überlassen hatte, mit sächsischem Territorium allerdings nur unzulänglich entschädigt worden war, mußte der Verzicht der Siegermacht nun anderswo kompensiert werden. Ganz im Sinne Metternichs und auch Castlereaghs, der wie der Österreicher einem erneuten Vordringen Frankreichs nach Zentraleuropa einen starken Riegel vorgeschoben wissen wollte, erfolgte diese Entschädigung der norddeutschen Großmacht am Rhein. *M. R.*

Das Ostpreußenblatt

Nr. 30 – 28. Juli 2007

Grab in Rhein eingeweiht

Das als „Grab des unbekannten Soldaten“ bekannte anonyme Massengrab auf dem Friedhof in Rhein, Kreis Lötzen ist im Rahmen eines kleinen Festaktes vom evangelischen Pastor Fryderyk Tegler und dem katholischen Prälaten Dyzma Wyrostek eingeweiht worden. Trotz Regen und Gewitter nahmen neben der ehemaligen Bürgermeisterin von Rhein Lidia Nalezyty, dem Ortspastor Jan Neumann, dem Parlamentsabgeordneten Julian Ossiecki, dem Vorsitzenden der Masurischen Gesellschaft Tadeusz Siegfried Willan, der Stellvertreterin des amtierenden Bürgermeisters Barbara Kowalska und Vertretern der Presse fast 150 ehemalige und jetzige Bewohner der Stadt sowie Masurenreisende aus der Bundesrepublik Deutschland an der Einweihung teil. Zuvor war das Grab von der Vorsitzenden der Deutschen Minderheit Auguste Nowicka und der Kirchenratsvorsitzenden Helga Fitza entsprechend hergerichtet worden.

Wenn der Einweihungsakt auch in einem angemessenen würdigen Rahmen stattfand, so blieb doch ein Wunsch der Initiatoren Pastor Tegler aus Scharnebeck und Herbert Banik aus Düsseldorf unerfüllt. Der von den beiden erwünschte Grabstein mit einer Inschrift, die auf 24 Erschossene verweist, fand nicht die Einwilligung des amtierenden Bürgermeisters. Der Politiker zweifelt nicht an, daß am 28. Januar 1945 die Russen 24 Bürger Rheins erschossen haben, aber er bezweifelt, daß diese Toten in diesem Grab beigesetzt sind. Die Argumentation der beiden Deutschen, daß das Grab im Februar 1945 am Rande des Friedhofs gelegen habe sowie ursprünglich größer gewesen, erst im Laufe der Jahre immer mehr eingeengt worden und deshalb mittlerweile umgeben von anderen Gräbern relativ klein geworden sei, vermochte den Polen nicht umzustimmen. Zeugen, die Klarheit bringen könnten, sind nicht bekannt, und eine Öffnung des Grabes will keiner.



Pastor Tegler und Prälat Wyrostek (von links). Foto: privat

Rüttgers besuchte Oberschlesien

Auf dem Programm des NRW-Ministerpräsidenten stand auch das Schloß Plawniowitz



Hoher Besuch aus dem volkreichsten Land der Bundesrepublik im Schloß Plawniowitz: Ministerpräsident Dr. Jürgen Rüttgers (links) informiert sich bei Museumsdirektor Dr. Stephan Kaiser (Mitte) und Ministerialrat Johannes Lierenfeld (rechts) über die Ausstellung „Heinz Tobolla“. Foto: Oberschlesisches Landesmuseum

Ein frischgetrautes Hochzeitspaar war sehr erstaunt, als es die ehemalige Ballestremsche Privatkapelle beim oberschlesischen Schloß Plawniowitz verließ. Dem eigenen geschmückten Wagen und der Festgesellschaft kam eine viel größere Wagenkolonne entgegen. Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen fuhr mit seiner hochrangigen Delegation und begleitet vom Marschall der Woiwodschaft Schlesien vor. Dr. Jürgen Rüttgers war erneut für einige Tage in der Partnerregion, um sich selbst mit aktuellen Entwicklungen vertraut zu machen. Den kulturellen Teil der Reise hatte das Oberschlesischen Landesmuseum arrangiert.

Seit vielen Jahren gibt es einen regen Austausch zwischen Nordrhein-Westfalen und Oberschlesien. In vielen Bereichen wird über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betreffende Fragen gesprochen. Zuletzt war Rüttgers vor zwei Jahren in Schlesien unterwegs. Bei seinem letzten Besuch nun begleiteten ihn die Staatssekretäre Michael Mertens vom Ministerium für Bundes- und Europaangelegenheiten und Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff, zuständig für die Kultur in der Staatskanzlei.

Bei sommerlichem Wetter fühlten sich die Gäste in eine wohl gute Zeit zurückversetzt, als sie, geführt von Ministerialrat Johannes Lierenfeld und Direktor Dr. Stephan Kaiser, das eindrucksvolle 1885 errichtete Schloß umrundeten. Dessen Erbauer, der Zentrumspolitiker Franz Graf von Ballestrem, war als Industrieller in Oberschlesien erfolgreich. Ministerpräsident Rüttgers meinte, man sehe, damals sei mit Kohle noch viel Geld verdient worden.

Im Schloß übernahm Pfarrer Dr. Krystian Worbs, der Direktor des Diözesanbildungshauses, die Erläuterungen. Er berichtete von den langjährigen Renovierungsmaßnahmen. Große Hilfe kam dazu Anfang der 1990er Jahre durch das Bundesministerium des Innern der Bundesrepublik Deutschland.

In der neugotischen Schloßanlage stellte Direktor Kaiser eine Ausstellung zum Leben und Schaffen des Aachener Künstlers Heinz Tobolla vor. Zu sehen gab es Modelle einiger wichtiger Werke dieses 1925 in Hindenburg geborenen bedeutenden Bildhauers, dem eine größere Ausstellung gewidmet ist. Sie wurde schon an vielen Orten gezeigt und befindet sich gegenwärtig in der schlesischen Kleinstadt Jauer. Ministerpräsident und Marschall erfreuten sich an den Exponaten, denn beide sind Schirmherren der Schau.

Das Oberschlesische Landesmuseum ist ein Partner der Region. Das zeigt sich auch darin, daß die Zusammenarbeit mit dem Bistum Gleiwitz in Plawniowitz ausgebaut werden soll. Bei der Reise wurde über die Umsetzung einer Entwicklungskonzeption gesprochen. Diese sieht eine publikumswirksame Dauerausstellung im Schloß Plawniowitz vor. Mit der kurzfristig entstandenen Schau wurden erste Erfahrungen für das Vorhaben gesammelt. Aus aktuellem Anlaß konnten Preisträgerarbeiten des NRW-Schülerwettbewerbes „Begegnung mit Osteuropa“ gezeigt werden. Ministerialrat Lierenfeld berichtete der Delegation aus Landespolitikern von der Preisverleihung im Kreis Coesfeld. Von den 41 Schülergruppen kamen zehn aus der Republik Polen, der Russischen Föderation, Rumänien und der Ukraine. Sechs besonders gelungene Schülerarbeiten zu den Themen „Europa“, „On Tour“ und „Bräuche“ verwiesen auf eine Dimension, die bei den politischen Gesprächen großen Raum einnahm. Das Selbstverständnis der „Jüngsten“ für ein offenes Zusammenleben soll Vorbild für alle Generationen sein.

Die entspannte Atmosphäre des Dialoges in Plawniowitz machte deutlich, welche Chancen die moderierte Begegnung bietet. Beim Abschied schrieb Rüttgers in das Gästebuch, er sei „in großer Bewunderung für die große Leistung, dieses Schloß als Zeichen unserer gemeinsamen Geschichte der Nachwelt zu erhalten“. Somit war dieser Termin für alle Beteiligten von Bedeutung. Das Oberschlesische Museum trug seinen Teil dazu bei. Wieder erstaunte die Wagenkolonne, als die Delegation mit hoher Geschwindigkeit sich zum Zentralen Bergbauinstitut nach Kattowitz auf den Weg machte. Gesprächsgegenstand war dort die Zukunft von Kohletechnologie. Im Gegensatz zu Deutschland plant Polen keinen Kohleausstieg. Dennoch ist die notwendige Bereitstellung zumeist oberschlesischer Steinkohle zur polnischen Stromgewinnung langfristig keineswegs gesichert. Auch sind die technischen Optionen zur Endlagerung von Kohlendioxid in Kohleflözen noch lange nicht ausgereift.

Zur großen Politik in Warschau, zum regionalen Kulturaustausch und zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit gab es in den drei Tagen für die Landespolitiker aller Parteien viele neue Eindrücke. Beim üblichen gemeinsamen Abendessen auf Einladung von Marschall Janusz Moszynski wurde verkündet, alsbald die Zusammenarbeit durch eine neue Grundsatzvereinbarung auf weitere Felder, so den Sport und die Innere Sicherheit, zu vertiefen. Ein herausragender Bereich wird wieder die Kultur unter Einbeziehung bewährter Partner sein. Erbe und Auftrag sind auch für das Oberschlesische Landesmuseum tragende Begriffe. *E. B.*

Neues Verfahren fürs Umspuren entwickelt

Ein Ostpreuße und ein Hamburger wollen mit ihrem »Doppelspurrad« den Wechsel zwischen russischer und Normalspur erleichtern

Allensteins Stadtvertreter Heinz-Werner Schwarz und Hermann C. Flessner, Professor und wie Schwarz Ingenieur mit Wohnort Hamburg, haben ein sogenanntes Doppelspurrad entwickelt, mit dem Eisenbahnwaggons sowohl auf der in der Russischen Föderation verwendeten Breitspur als auch auf der in Europa sonst üblichen 8,9 Zentimeter schmaleren Normalspur fahren können.

Wie häufig bei genialen Einfällen ist die Grundidee simpel. Die Doppelspurräder sind mit 18 Zentimetern knapp fünf Zentimeter breiter als herkömmliche Eisenbahnräder, so daß sie sowohl bei der Breit- als auch bei der Normalspur auf den Schienen aufliegen. Die Radflächen sind kegelförmig konstruiert und bilden einen Winkel gegen die Schiene. So werden sie auch ohne den üblichen Radkranz in der Spur gehalten – egal, ob es sich nun um die Breit- oder die Normalspur handelt. Dabei gilt, daß mit zunehmender Schwere der Ladung der Waggon sich um so sicherer in das Gleis schmiegt. Die Umspurung an der Grenze ist vergleichsweise einfach. Sie erfolgt über ein Übergangsgleis, bei dem sich die Spurweite fließend verbreitert beziehungsweise verjüngt. „Das ganze passiert auf maximal drei Metern Gleis über eine Radumdrehung“, geht Flessner ins Detail. Ein Problem bereitet jedoch die Breite der Doppelspurräder auf der Breitspur. „Die Weichen machen uns Gedanken und die Spurrillen, wie man sie von Bahnübergängen her kennt“, räumt Flessner offen ein.

Trotz dieses Wermutstropfens reagierten die Experten der Deutschen Bahn geradezu begeistert, als ihnen die Erfindung vorgestellt wurde. In der Bundesrepublik Deutschland haben die beiden Ingenieure ihr Doppelspurrad bereits patentieren lassen. Zwei Jahre nach der Anmeldung kam heuer das Patent. In der Russischen Föderation läuft das Patentierungsverfahren noch. Flessner sieht allerdings auch dort keine Probleme. Optimistisch meint er: „In einem Jahr haben wir die Entscheidung von der russischen Seite. Wenn es ernsthafte Einwände gegeben hätte, dann wäre unser Patentantrag bereits abgelehnt worden.“

Schwarz hat bereits Verhandlungen mit der russischen Eisenbahngesellschaft RZD aufgenommen. Wenn das russische Patent vorliegt, hofft er in die heiße Verhandlungsphase übergehen zu können. 10 000 Euro haben die beiden Deutschen pro Radsatz veranschlagt. Das ist kein Pappenstiel. Allerdings ist das bisherige Verfahren des Umspurens auch nicht gerade billig, Waggon für Waggon per schwerem Kran hochzuheben und auf einen neuen Radsatz zu setzen. *E. B.*

Als deutscher Unternehmer in Allenstein

Interview mit Prof. Dr. Christofer Herrmann, der in Ostpreußen den Verlag Artes gegründet hat

Nach dem Ende des kommunistischen Staats- und Wirtschaftssystems im Jahre 1989 wurden von zahlreichen deutschen Unternehmern Betriebe in Ost- und Westpreußen gegründet. Seit dem Beitritt Polens zur Europäischen Union 2005 haben sich die Bedingungen für die wirtschaftliche Tätigkeit von Ausländern erheblich verbessert. Einer der Nutznießer dieser Entwicklung ist Prof. Dr. Christofer Herrmann, der im Februar dieses Jahres den Verlag Artes mit Sitz in Allenstein gegründet hat. Der gebürtige Mainzer lebt seit 1995 in Ostpreußen und war über zehn Jahre am germanistischen Lehrstuhl der Ermländisch-masurischen Universität in Allenstein tätig. 2005 habilitierte er sich an der Universität Greifswald mit einer Arbeit über die mittelalterliche Architektur im Preußenland. Seit 2005 lehrt Herrmann Kunstgeschichte an der Danziger Universität. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf der Backsteingotik des Ostseeraums.

Herr Prof. Herrmann, wie kamen Sie auf die Idee, einen Verlag in Polen zu gründen?

Prof. Dr. Christofer Herrmann: Mich hat es schon immer gestört, daß für viele herausragende Kunstdenkmäler in Polen keine vernünftigen oder überhaupt keine Reiseführer existieren. In Deutschland kann man fast schon in jeder Dorfkirche einen handlichen und preisgünstigen Kirchenführer erwerben, in Polen sucht man solche oftmals sogar bei den berühmtesten Bauten vergeblich. Meinen ersten Führer habe ich daher der Danziger Marienkirche gewidmet. Diese neben der Lübecker Marienkirche berühmteste Kirche im Ostseeraum hat jedes Jahr Hunderttausende von Besuchern, aber es gibt keinen handlichen Führer, der den modernen Qualitätsanforderungen genügt.

Was verstehen Sie denn unter einem guten Führer?

Herrmann: Ein guter Kunstführer zeichnet sich durch fünf Dinge aus: die Qualität des Textes, die Qualität der Abbildungen, ein professionelles Layout, einen guten Druck und schließlich durch einen günstigen Preis.

Erläutern Sie doch einmal etwas genauer, woran man einen guten Text erkennt.

Herrmann: Die Texte in einem Kunstführer müssen im Inhalt sachlich fundiert und in der Sprache verständlich sein. Einen kurzen und verständlichen Text zu verfassen, der dennoch sachlich korrekt ist und die richtigen Schwerpunkte setzt, ist keine leichte Aufgabe. Die im wissenschaftlichen Betrieb tätigen Profis unterziehen sich ungern dieser Mühe, währenddessen Nichtfachleute häufig nicht über das notwendige Hintergrundwissen verfügen, um einen wirklich fundierten Text schreiben zu können. Ich bemühe mich bei meinen Führern, diese Gratwanderung zwischen Wissenschaft und Popularisierung durchzuführen. Wer einmal aufmerksam die heute angebotenen Stadtführer in Danzig studiert, wird feststellen, daß viele Texte populär geschrieben sind aber zahlreiche sachliche Fehler enthalten. Dies liegt daran, daß ausgebildete Fachleute, das heißt Kunsthistoriker, Archäologen oder Historiker, nur selten als Autoren erscheinen. Viele Professoren sind sich offenbar zu fein dafür, Texte für Laien zu verfassen und überlassen das Feld den Dilettanten, was man beim Lesen leider deutlich spürt.

Woran kann ein Käufer denn erkennen, wie gut die Qualität des Textes ist? Die Kaufentscheidung wird doch häufig innerhalb einer Minute getroffen.

Herrmann: Das ist tatsächlich ein Problem. Ein guter Text mit langweiligem Layout und Bildern von geringer Qualität wird sich immer schlechter verkaufen als ein schwacher Text mit schönen Bildern. Deshalb ist es auch unbedingt notwendig, daß neben einem guten Text qualitätsvolle Abbildungen, professionelles Design sowie gute Druck- und Papierqualität hinzukommen müssen.



Prof. Dr. Christofer Herrmann Foto: Herrmann

Unterscheiden sich Ihre Texte inhaltlich von denen polnischer Autoren?

Herrmann: Da gibt es schon gewisse Unterschiede. Wenn man etwa die Inhalte der heute in Danzig erhältlichen Führer studiert, dann fällt schon auf, daß in vielen – nicht in allen – Texten polnischer Autoren gewisse antideutsche Stereotypen vorkommen. Ganz grob gesprochen läßt sich eine Tendenz erkennen, nach der in den Epochen der Zugehörigkeit Danzigs zum Deutschen Orden, Preußen oder dem Deutschen Reich es der Stadt schlecht ging, während in den polnischen Zeiten alles gut gewesen sein soll. So einfach ist die Geschichte dann doch nicht gewesen, und ich bemühe mich um eine differenzierte Darstellung. Natürlich darf man auch keine umgekehrte Schwarzweißmalerei betreiben und die Geschichte nur aus deutscher Perspektive schildern. Auch die wichtige Rolle der Polen in Danzig ist in angemessener Weise zu würdigen.

Gibt es denn Tabu-Themen, die man in einem Reiseführer nicht ansprechen sollte?

Herrmann: Grundsätzlich gilt, daß man schwierige Themen auf beiden Seiten nicht durch Verschweigen übergehen darf. So ist die große Zustimmung der Danziger Bürger zur NSDAP und Hitler sicher kein Ruhmesblatt für die Geschichte der deutschen Danziger. Auf der anderen Seite muß aber auch in einem Stadtführer klar und deutlich gesagt werden, daß 1945 die Polen nicht einfach in die Stadt „zurückkehrten“, sondern daß vorher die deutsche Bevölkerung vertrieben wurde. Dies sind einfach historische Tatsachen, die man nicht durch nebulöse Formulierungen verschleiern sollte, wie dies in vielen Reiseführern polnischer Autoren leider geschieht. Die Stadt wird schließlich auch von vielen Touristen aus Amerika oder Asien besucht, die überhaupt nicht wissen, daß in Danzig einmal Deutsch gesprochen wurde oder daß die Stadt 1945 fast völlig zerstört war. Ich möchte allerdings betonen, daß im Mittelpunkt der Führer die herrlichen Baudenkmäler und ihre wertvolle Ausstattung stehen und nicht die Kontroversen um die Interpretation der jüngsten Geschichte.

Welche Führer planen Sie in der nächsten Zeit herauszugeben?

Herrmann: Aus praktischen Gründen konzentriere ich mich zunächst auf den Ostseeraum, insbesondere auf Ost- und Westpreußen. Im kommenden Jahr sind Führer zu Kulm, Thorn, Allenstein und dem Ermland geplant. Später möchte ich auch Krakau, Breslau oder Posen in das Programm aufnehmen.

Kann man die Führer auch über den deutschen Buchhandel beziehen?

Herrmann: Ich arbeitete eng mit dem Michael-Imhof-Verlag in Fulda zusammen, mit dem auch ein Teil der Führer gemeinsam produziert wird. Alle Hefte können daher ganz normal über den deutschen Buchhandel bezogen werden. Auch der Preußische Mediendienst hat sie im Angebot.

Hatten Sie als Deutscher Probleme, eine Firma in der Republik Polen anzumelden?

Herrmann: Ich hatte das gleiche Prozedere zu bestehen wie ein polnischer Staatsbürger, der ein Gewerbe anmeldet. In Polen muß man einige bürokratische Hürden überwinden, um einen Betrieb gründen zu können. Manches ist zwar lästig, besondere Probleme hatte ich allerdings nicht. Da ich Polnisch verstehe und auch meinen ständigen Wohnsitz in Polen habe, wird es für mich etwas einfacher gewesen sein, als für jemanden, der von Deutschland aus eine Firma in Polen gründen möchte. Es ist ratsam, eine Vertrauensperson vor Ort zu haben, die mit den örtlichen Vorschriften vertraut ist und während der Gründungsphase behilflich sein kann. Auch die Buchführung sollte man einem zuverlässigen hiesigen Steuerberatungsbüro überlassen, um sich nicht unnötige Probleme mit dem Finanzamt einzuhandeln.

Ansonsten sind die Anfangsprobleme eher allgemeiner wirtschaftlicher Art. Man muß sein Produkt erst einmal bekannt machen, Buchhändler finden, die die Ware in ihr Angebot aufnehmen und später auch zuverlässig die Rechnungen bezahlen, denn als neuer Verlag kann man von den Händlern leider keine Vorkasse verlangen. Das erste Jahr bringt mit Sicherheit Verluste und auch danach werden die Einkünfte noch recht bescheiden sein, da ich jedes Jahr neue Führer auflegen werde und diese erst einmal vorfinanzieren muß. Ich glaube aber daran, daß sich Qualität durchsetzt und nach einigen Jahren der Verlag auch wirtschaftlich einen ordentlichen Ertrag bringen wird.

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
da haben wir ja jetzt den Sonnensommer, und wir wollen hoffen, daß er noch eine Weile bleibt. Die Stimmung hellt sich auf, das spüre ich auch in den Briefen, die jetzt vermehrt einfache Fragen enthalten, diese bunten „Nuschtkes“, die ich manchmal zum Schluß der Kolumne als Nachschrapsel anhänge – und so schiebe ich erst einmal die schicksalsschweren Suchfragen beiseite, und bündele die leichten zu einem bunten Strauß aus unserm Familiengarten. Na ja, *so* leicht werden manche ja auch nicht zu erfüllen sein, obgleich die letzten Reaktionen auf die veröffentlichten Wünsche recht hoffnungsfroh stimmen.

Ruth Geede Foto: privat

So konnte uns Frau **Ilse Bannick** melden, daß ihre zum Teil doch recht kniffligen Fragen ein gutes Echo fanden. „Ich bin glücklich, habe schriftliche und telefonische Nachrichten bekommen. Bin allen von ganzem Herzen dankbar, die mir helfen oder geholfen haben, mein Werk – ‚Groß und Klein Gnie, Kreis Gerdauen‘ – für die nächste Generation schriftlich zu vervollständigen und festzuhalten.“ Der gesuchte Ort Küchensee liegt nicht, wie bisher vermutet, in Ostpreußen – deshalb konnte ich ihn auch nicht finden –, sondern in der Mark Brandenburg. Dorthin wurden 1948 die letzten in ihrer Heimat Verbliebenen transportiert. Den Landsmann, für den sie diesen Ort suchte, hat seine Erinnerung nicht betrogen: Küchensee ist heute in Karten nicht mehr verzeichnet, er bestand aus ehemaligen Arbeitsdienstbaracken So, das hätten wir. Auch zu der Frage nach dem „Wappen“ von Groß und Klein Gnie bekam Frau Bannick Zuschriften, darunter eine sehr ausführliche von Herrn **Walter Kampmann** aus Marl, einem autodidaktischen Heraldiker und Genealogen, der ihr auch bei der weiteren Nachforschung behilflich sein wird. Die Auszeichnung soll 1773 der damalige Besitzer der Güter, **Friedrich von Farenheid**, aus den Händen des Obermarschalls von Schlieben erhalten haben.

Zu diesem Fragekomplex hat sich auch Frau **Susi Dahlke-von Terzi** gemeldet, die sich nun ihrerseits interessiert, ob es noch Farenheid-Nachkommen dieser Linie gibt. Und sie hat wieder einmal Dank gesagt, denn unsere Zeitung führte sie mit einstigen Gefährtinnen des Reichsarbeitsdienstes (RAD) aus dem bei Memel gelegenen Lager Plicken zusammen. Nun gab es ein Wiedersehen mit zwei Ehemaligen – zu Dritt konnten die nunmehr 80jährigen ein Wiedersehen in Rödental nahe Coburg feiern. Die Drei erinnerten sich nicht nur an ihre Lagerzeit, sondern auch an den gemeinsamen Dienst als Flakhelferinnen im Großraum Berlin – und waren dankbar, daß sie sich nach über 60 Jahren in die Arme schließen konnten. Wie sie sich fanden? Nun, der Name von Frau Dahlke-von Terzi erscheint ja oft in unserer Kolumne, und da sie ja noch in dem Doppelnamen ihren Mädchennamen trägt, konnte Frau **Hild** – früher **Waltraud Margenfeld** – sie entdecken. Frau Susi stieß wiederum unter der Rubrik „Wir gratulieren“ auf **Gertrud Barthel** geborene **Scheckenreuther**, der ihre ostpreußische Heimatgemeinde zum 80. Geburtstag gratulierte – ohne ihr Wissen, sie hatte nicht einmal eine Ahnung davon, daß es unsere *PAZ / Das Ostpreußenblatt* gibt. Das war natürlich eine Überraschung! „In vielen Fällen ist es eben noch nicht zu spät“, schreibt Frau Dahlke-von Terzi in Ihrem Dankesbrief und macht mir und der ganzen Ostpreußischen Familie Mut, unermüdlich weiter zu suchen.



Wiedersehen nach 60 Jahren: Die ehemaligen RAD-Kameradinnen und Flakwaffenhelferinnen Gertrud Barthel, Susi Dahlke-von Terzi und Waltraud Hild (v.l.) Foto: privat

Ich erlebe es ja – leider – oft, daß sich Suchende an uns wenden, weil sie von dritter Seite gehört hätten, daß es uns gäbe, und dann höchst erstaunt sind, wenn sie unsere Zeitung lesen, und noch erstaunter, wenn ihr veröffentlichter Wunsch so unerwartet erfüllt wird. Vielleicht trifft letzteres auch auf den nächsten Fall zu. Ich bekam ihn telefonisch vorgetragen und hoffe, daß die Angaben stimmen. Herr Bek, Spätaussiedler, ist öfter in seiner Heimat im südlichen Ostpreußen und hat jüngst aus Allenstein mehrere deutsche Bibeln mitgebracht, von denen eine die Namen der früheren Besitzer trägt. Es handelt sich um eine katholische Volksbibel von 1929 aus dem Verlag Josef Koesel und Dietrich Postel, München, herausgegeben von **Alphons Heilmann**. Der Buchschmuck stammt von Prof. **Gerhard Vogel**. Die Bibel wurde wahrscheinlich dem Brautpaar **Franz August Walker**, * 8. August 1901, und **Hertha Maria Hirstowski**, * 7. März 1899, zu ihrer Trauung am 8. August 1930 in der Elbinger St. Nikolaikirche geschenkt. Spätere Eintragungen, leider ohne Datum – weisen die Namen ihrer Kinder auf: **Manfred**, **Franz**, **Gerhard** / **Gisela**, **Hertha Hildegard** / **Hartmut Erich August Walker**. Über 60 Jahre lang wurde diese sehr schöne Bibel in Allenstein aufbewahrt, nun hat sie Herr Bek mitgenommen, weil er die Familie Walker aus Elbing finden möchte, also die in der Bibel genannten Kinder oder deren Nachkommen. Ein Wunsch, der nicht unerfüllbar erscheint. (**Horst Bek**, Am Ohlendiek 17, Gemeinde Oststeinbek, Ortsteil Havighorst, 22113 Oststeinbek, Telefon 0 40 / 7 39 40 15.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 99. GEBURTSTAG

Bagusat, Dora, aus Insterburg, Althöferweg, jetzt Fuhlsbütteler Damm 109, 22335 Hamburg, am 5. August

Janz, Antonia, geb. **Hellwich**, aus dem Kreis Elchniederung, jetzt Natelsheideweg 16, 30900 Wedemark, am 30. Juli

Mertins, Gertrud, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Burgjosser Straße 4, 63637 Jossgrund-Oberndorf, am 30. Juli

Rudat, Marta, geb. **Bethke**, aus Bönick, Schloßstraße, Kreis Schloßberg, jetzt Wilhelmstraße 32 a, 58300 Wetter, am 1. August

ZUM 96. GEBURTSTAG

Senz, Grete, geb. **Saldik**, aus Kukuswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Puchenheimer Straße 9 B, 82194 Gröbenzell, am 3. August

ZUM 95. GEBURTSTAG

Giese, Erna, aus Berndhöfen, Kreis Lyck, jetzt Bonnustraße 3, Gerstung-Haus, 23568 Lübeck, am 1. August

Liedtke, Herta, geb. **Will**, aus Irglacken, Kreis Wehlau, jetzt In den Horstwiesen 11, 31226 Peine, am 5. August

ZUM 94. GEBURTSTAG

Krüger, Ella, geb. **Weitschies**, aus Schalteck, Kreis Elchniederung, jetzt Veilchenstraße 22-24, Haus am Bürgerpark, 49088 Osnabrück, am 5. August

Schiminowski, Anna, geb. **Falkowski**, aus Kyschienen, Kreis Neidenburg, jetzt Murmansker Straße 5 c, 06130 Halle, am 30. Juli

Zimmermann, Frieda, geb. Templin, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Hainholz 58, 22453 Hamburg, am 4. August

ZUM 93. GEBURTSTAG

Nagel, Gerda, geb. **Gruber**, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Grevenbroicher Weg 70, 40547 Düsseldorf, am 4. August

Stumm, Grete, aus Malga, Kreis Neidenburg, jetzt Bredder Straße 9, 58285 Gevelsberg, am 31. Juli

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bagusch, Dora, geb. **Neumann**, aus Insterburg, jetzt Fuhlsbütteler Damm 109, 22335 Hamburg, am 5. August

Jastremski, Willi, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt 29693 Böhme-Altenwahlingen, am 25. Juli

ZUM 91. GEBURTSTAG

Blank, Arthur, aus Klein Rödersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Leipziger Straße 48, 03238 Finsterwalde, am 1. August

Hartung, Gertrud, geb. Dawidonis, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt An der Weide 12, 24147 Klausdorf, am 2. August

Jonuleit, Gertrud, geb. **Domass**, aus Bunhausen, Kreis Lyck, jetzt Am Höfchen 3 a, 51702 Bergneustadt, am 3. August

Schmidt, Gertrud, aus Binien, Kreis Lyck, jetzt Hartmattenstraße 43, 79539 Lörrach, am 5. August

ZUM 90. GEBURTSTAG

Ambras, Kurt, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, jetzt Birkenallee 122, 15745 Wildau, am 5. August

Hofmeiser, Ludwig, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Josef-Alberstötter-Ring 24, 85283 Wolnzach, am 2. August

Küßner, Edith, geb. **Sadlowski**, aus Kalthagen, Kreis Lyck, jetzt Mozartstraße 19, Pertes Heim, 53115 Bonn, am 1. August

Oltmann, Christel, geb. **Runz**, aus Sonnenmoor, Kreis Ebenrode, jetzt Ehlersweg 16, 25241 Itzehoe, am 30. Juli

Riebe, Elli, geb. **Lange-Fietz**, aus Partheinen, Kreis Heiligenbeil, jetzt 24941 Jarblund Wedding, am 30. Juli

ZUM 85. GEBURTSTAG

Bräutigam, Dora, aus Patersort, Kreis Heiligenbeil, jetzt Golddammerweg 11, 79114 Freiburg, am 5. August

Dammeyer, Ruth, aus Ludwigsort, Kreis Heiligenbeil, jetzt Zevener Straße 4, 27404 Rhade, am 3. August

Fritze, Dr. Gerda, aus Königsberg, jetzt Homfelder Straße 25, 28325 Bremen, am 30. Juli

Joswig, Gertrud, geb. **Neumann**, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Neptunstraße 10, 85080 Gaimersheim, am 2. August

Kempf, Walter, aus Brittanien, Kreis Elchniederung, jetzt Friedlandweg 12, 49084 Osnabrück, am 4. August

Kliche, Günter, Dipl.-Ing., aus Kalkhof, Kreis Treuburg, jetzt Kampsriede a, 30659 Hannover, am 2. August

Kreutzberger, Gerda, aus Kühnen, Kreis Schloßberg, jetzt Junkeräckerstraße 6, 75305 Neuenbürg, am 5. August

Lewohn, Heinz, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Deichhöfe 14, 34269 Hofgeismar, am 1. August

Pallasch, Emma, geb. **Kositzki**, aus Groß Blumenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Flachstöckheimer Straße 29, 38259 Salzgitter, am 1. August

Piesker, Ursel, geb. **Reicke**, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Dr.-Stieglitz-Straße 51, 55411 Bingen, am 30. Juli

Puzicha, Ernst, aus Alt Kiwitten, Kreis Ortelsburg, jetzt Oberheidter Straße 36 B, 42349 Wuppertal, am 30. Juli

Reimers, Herta, geb. **Kröhnert**, aus Argendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Dorfstraße 12, 25569 Kremperheide, am 1. August

Schebokat, Irmgard, geb. **Wiepel**, aus Gerau, Kreis Samland, jetzt Oberstraße 20 b, 44892 Bochum, am 31. Juli

Schmitter, Selma, geb. **Sucht**, aus Stucken, Kreis Elchniederung, jetzt Leinerstraße 17, 78462 Konstanz, am 1. August

Schwentzek, Ernst, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Admiralstraße 111, 28215 Bremen, am 3. August

Smelik, Hildegard, geb. Skorzenski, aus Lissau, Kreis Lyck, jetzt H. W. Mesdaglaan 19, NL 2102 BB Heemstedt, Niederlande, am 1. August

Stahnke, Irmgard, geb. **Redwanz**, aus Lyck, Bismarckstraße 37, jetzt Burgfeldstraße 92, 23795 Bad Segeberg, am 30. Juli

Stief, Christel, geb. **Eggert**, aus Zohpen, Kreis Wehlau, jetzt Kastanienweg 10, 28790 Schwanewede, am 1. August

Wirsing, Hildegard, geb. **Töppner**, aus Paterswalde, Kreis Wehlau, jetzt Heuweg 5, 45277 Essen, am 30. Juli

Witter, Anny, geb. **Winziger**, aus Pillkoppen, Kurische Nehrung, Kreis Fischhausen, jetzt Goethestraße 28, 74076 Heilbronn, am 30. Juli

Zimmermann, Elsa, geb. **Bessel**, aus Bieberswalde, Kreis Wehlau, jetzt Rheinhausenstraße 32 c, 79336 Herbolzheim, am 4. August

ZUM 80. GEBURTSTAG

Baczyk, Lydia, geb. **Schild**, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Rieperbusch 20, 44536 Lünen, am 3. August

Dölling, Elfriede, geb. **Mauer**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Am Bahnhof 2, 08258 Siebenbrunn, am 1. August

Enseleit, Martha, geb. **Eggert**, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Sperberweg 22, 41379 Brüggen, am 31. Juli

Fischer, Irmgard, geb. **Tregel**, aus Grabnick, Abbau, Kreis Lyck, jetzt Königsberger Straße 16, 63486 Bruchköbel, am 2. August

Friedrichsdorf, Karl-Heinz, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Nonnenstrombergerstraße 25, 53757 St. Augustin, am 1. August

Furchner, Anneliese, geb. **Korpinski**, aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt Washingtonallee 5 a, 22111 Hamburg, am 5. August

Hennig, Hildegard, geb. **Bludau**, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Ludwig-Uhland-Straße 6, 45711 Datteln, am 1. August

Hoffmann, Irma, geb. **Katoll**, aus Alt-Christenburg, Kreis Mohrungen, jetzt Stormweg 5, 24539 Neumünster, am 3. August

Klein, Helmut, aus Kuglack, Lischkau, Kreis Wehlau, jetzt Hermannstraße 30, 24321 Vogelsdorf, am 2. August

Löwe, Frida, geb. **Ruhnau**, aus Heiligenbeil, Alte-Post-Straße, jetzt Burgwardswalde Nr. 5, 01809 Müglitztal, am 5. August

Marahrens, Irmgard, geb. **Scheffler**, aus Lisken, Kreis Lyck, jetzt Im Meier Busch 6, 31535 Neustadt, am 5. August

Mertinus, Heinz, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Auenstraße 80, 98529 Suhl, am 31. Juli

Mönke, Irmgard, geb. **Reich**, aus Nickelshagen, Kreis Mohrungen, jetzt Käthe Niederkirchner Straße 2, 14513 Teltow, am 5. August

Nommels, Gertrud, geb. **Preuß**, aus Lötzen, jetzt Windaustraße 27, 38116 Braunschweig, am 8. August

Oberg, Elfriede, geb. **Schulz**, aus Jürgen, Kreis Treuburg, jetzt Sültkamp 9, 59757 Arnsberg, am 30. Juli

Pautsch, Rosa, geb. **Dietrich**, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Sandfeldstraße 1 A, 17121 Loitz, am 4. August

Peip, Elli, geb. **Jedamzik**, aus Lyck, General-Busse-Straße 1, jetzt Freiberger Straße 10, 04349 Leipzig, am 31. Juli

Pentermann, Lotte, geb. **Krause**, aus Ortelsburg, jetzt Jägerstraße 66, 49565 Bramsche, am 2. August

Raudszus, Fritz, aus Gobienen, Kreis Elchniederung, jetzt Häverstäder Weg 25, 32429 Minden, am 2. August

Romanowski, Margarete, aus Petzkau, Kreis Lyck, jetzt Klieverhagen 12, 38440 Wolfsburg, am 30. Juli

Schenk, Emmi, geb. Leißner, aus Wehlau, jetzt Tannenbergstraße 22, 59269 Beckum am 3. August

Schmidt, Anni, geb. **Jackstadt**, aus Wilhelmsheide, Kreis Elchniederung, jetzt Kampgarten 1, 51702 Bergneustadt, am 5. August

Skupsch, Gerhard, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Schlesier Straße 17, 86399 Bobingen, am 1. August

Skrey, Harry, aus Fuchshügel, Kreis Wehlau, jetzt Robert-Blum-Straße 33 a, 07545 Gera, am 3. August

Speicher, Käte, geb. **Summek**, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Holzwiesenstraße 2, 35260 Stadtallendorf, am 30. Juli

Stolz, Hildegard, aus Dorntal, Kreis Lyck, jetzt Lammstraße 1, 77694 Kehl, am 5. August

Thal, Fritz, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Im Fange 17, 49084 Osnabrück, am 31. Juli

Wilke, Ruth, geb. **Braczko**, aus Vierbrücken, Kreis Lyck, jetzt Baumgartberstraße 10 / 251, 86161 Augsburg, am 1. August



Oppermann, Hans-Erich, aus Ebenrode, Insterburg und Lyck, und Frau Johanna, aus Wellingen, jetzt Am Lindele 72, 73230 Kirchheim / Teck, am 26. Juli

Siebert, Jupp, aus Bargteheide, und Frau Hilda, geb. **Basmer**, aus Mühkühnen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Grüner Steg 16, 24784 Westerrönnfeld, am 18. Juli



Bischof, Otto, und Frau Brigitte, geb. Peter, aus Ortelsburg, jetzt Sternstraße 44, 48145 Münster, am 3. August

Friedrich, Georg, aus Brandwethen, Kreis Tilsit-Ragnit, und Frau Maria, geb. **von Allwörden**, jetzt Theisbrügger Straße 11, 21706 Drochtersen, am 2. August

Ostpreußenchor Hamburg

Hamburg – Der Ostpreußenchor Hamburg, unter seinem neuen Leiter Stefan Manzke, sucht tatkräftige Unterstützung. Jede Tenor-, Baß-, Alt- und Sopranstimme, die mitsingen möchte, ist herzlich willkommen. Der Chor trifft sich jeden Donnerstag von 16 bis 18 Uhr im Berenberg-Gossler-Haus, Bürgerhaus für Niendorf e.V., Niendorfer Kirchenweg 17, 22459 Hamburg.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 28. Juli, 20.45 Uhr, Arte: Die Germanen – Entscheidung am Limes.

Sonnabend, 28. Juli, 21.35 Uhr, Arte: Die Germanen – Im Zeichen des Kreuzes.

Sonntag, 29. Juli, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 29. Juli, 22.30 Uhr, N 24: Die Hindenburg – Technik einer Legende.

Montag, 30. Juli, 20.15 Uhr, 3sat: Letzte Ausfahrt Westberlin – 138 Schüsse auf die „Friedrich Wolf“.

Montag, 30. Juli, 22.15 Uhr, Arte: Verschleppt und Weggeworfen – Ein Sklave in Westafrika.

Mittwoch, 1. August, 20.05 Uhr, N24: Germania – Hitlers Größenwahn.

Mittwoch, 1. August, 20.15 Uhr, NDR: Expedition ins Tierreich – Ostpreußens Wälder: Land der Wisente, Biber und Störche.

Mittwoch, 1. August, 20.40 Uhr, Arte: Mythos Rommel – Der Krieger.

Mittwoch, 1. August, 21.35 Uhr, Arte: Mythos Rommel – Der Verschwörer.

Mittwoch, 1. August, 21.45 Uhr, ARD: Innenstadtrevier – 30 Polizisten ausländischer Herkunft im Einsatz.

Donnerstag, 2. August, 22.15 Uhr, ZDF: Megacitys – Sao Paulo.

Freitag, 3. August, 20.15 Uhr, Hessen: Wildes Masuren.

Geschichtsseminar

Bad Pyrmont – „Ostpreußen im Zeitalter Napoleons“ ist Thema des diesjährigen Geschichtsseminars der Landsmannschaft Ostpreußen vom 28. bis 30. September 2007 im Ostheim in Bad Pyrmont. Auf dem Programm der von Dr. Sebastian Husen geleiteten Wochenendveranstaltung stehen Vorträge über Napoleon in Ostpreußen und die Schlacht bei Pr. Eylau, über den Frieden von Tilsit, über die Konvention von Tauroggen und die Erhebung der ostpreußischen Landstände sowie über Königin Luise, Theodor von Hippel d. J. und den Heerführer Graf Bülow v. Dennewitz. Referieren werden unter anderem Ruth Geede, Dr. Roman Gogan, Dr. Heinrich Lange, Horst Mertineit, Dr. Manuel Ruoff und Sabine Siegert. Die Seminargebühr beträgt 80 Euro. Vollverpflegung und Unterbringung im Doppelzimmer sind frei. Einzelzimmer stehen nur in beschränktem Umfang zur Verfügung. Anmeldung und nähere Informationen bei der Landsmannschaft Ostpreußen, Bärbel Petereit, Parkallee 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26; Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: petereit@ostpreussen.de

»Kulturelle Erinnerungen«

Ausstellung in Kempen bestach durch ihre Fülle an Ausstellungsstücken

Begeisterten Zuspruch fand im Städtischen Kramer-Museum in Kempen die Ausstellung „Kulturelle Erinnerungen an Ost- und Westpreußen“ des Freundeskreises zur Erhaltung und Pflege Ostpreußischen Kulturgutes e. V., Krefeld.

Nach einer Anzahl von der Landsmannschaft Ostpreußen (LO) nachhaltig unterstützter ähnlicher, von den Landsleuten begeistert aufgenommener Ausstellungen während der Deutschlandtreffen der LO in Düsseldorf, Leipzig und Berlin hat der Freundeskreis diese Ausstellung erstellt.

Umfangreiche Planungen und etliche Vorgespräche durch das Ehepaar Herta und Wilhelm Tuschewitzki waren vorhergegangen, bevor die umfangreiche und vielfältige Ausstellung in diesem ansprechenden Erscheinungsbild eröffnet werden konnte.

Zu Beginn begrüßte der stellvertretende Bürgermeister von Kempen, Karl-Heinz Hermans, die erfreulich große Zahl der erschienenen Gäste und Mitglieder des Freundeskreises in ihren schönen, nach alten Vorlagen selbsterstellten heimatlichen Trachten mit einfühlsamen Worten zum Schicksal der Vertriebenen. Mit im allgemeinen in dieser Form sonst nicht zu hörenden Worten gab er einen Blick in die Vorgeschichte der Ausstellung und auf die positive Einstellung der betreffenden Gremien der Stadt Kempen. Die sachkundige Einführung in die Ausstellung erfolgte durch Dr. Bärbel Beutner. Facetten- und umfangreich ging sie auf die einzelne Gebiete ein und vermittelte den Anwesenden ein aussagekräftiges Bild.

Stefan Tuschewitzki stimmte, zu Beginn und zum Ende der Feier, die Gäste musikalisch am Flügel ein. In lockerer Art erläuterte er die Auswahl der Kompositionen.

Die gezeigten Trachten, Handarbeiten, ostpreußischen Bauernteppiche, Web- und Knüpfteppiche und Doppelgewebe zeigten die Vielfalt des Schaffens in den verschiedenen Regionen der ostdeutschen Heimat.

Ihre Entstehung und auch die vom Freundeskreis geschaffenen originalgetreuen neuen Arbeiten wurden von den Anwesenden aufmerksam zur Kenntnis genommen. Die beeindruckende Anzahl künstlerisch wertvoller Arbeiten aus Bernstein, teils noch aus der „Königlichen Bernsteinmanufaktur Königsberg / Pr.“ stammend, fand großes Interesse. Hier reichte das Spektrum von kleineren, unglaublich fein und sorgfältig gearbeiteten Stücken, über eine große Darstellung des „Ännchen von Tharau“, Modellen historischer Schiffe in beeindruckender Größe bis zu einer Weihnachtskrippe sowie einer Vielfalt weiterer Arbeiten.

Die große Zahl ungewöhnlicher Exponate aus der „Kaiserlichen Majolika-Werkstatt Candinen“ wurde genauso bewundert wie die sonst kaum zu sehenden Arbeiten aus der „Lasdehner Keramik“, welche hier – teils Unikate – zu sehen waren. *Helmut Feilscher*

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Lahr – Donnerstag, 2. August, 19 Uhr, Treffen der Gruppe zum Stammtisch in der „Krone“, Dinglinger Hauptstraße 4.

Schwäbisch Hall – Mittwoch, 1. August, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gästehaus Sölch, Hauffstraße in Schwäbisch Hall. Die Vorsitzende Ursula Gehm gestaltet den Heimatnachmittag

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.

mit einem spannenden „Ostpreußenrätsel“. Erfragt werden Bauwerke, Persönlichkeiten und geschichtliche Fakten. Das Wissen um unsere ostpreußische Heimat wird mit Preisen belohnt. Die Kreisgruppe lädt herzlich zu diesem Rätselnachmittag ein. – Die jährliche Tagesfahrt der Kreisgruppe hatte in diesem Jahr das Ziel „Blühendes Barock in Ludwigsburg“. Gemeinsam entdeckte man die prachtvolle und wunderschöne Barockanlage der württembergischen Herzöge und Könige und genoßen das Blumenmeer in den weitläufigen Gartenanlagen. Hochinteressant war die informative Führung im Residenzschloß. Für das kommende Jahr plant die Gruppe eine Schiffsfahrt auf dem Neckar.

Ulm / Neu-Ulm – Donnerstag, 9. August, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe. Es geht mit der Buslinie 7 bis zur Haltestelle Donaubad. Dort Einkehr im Café Clacis.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Landshut – Dienstag, 7. August, 14 Uhr, Treffen der Gruppe am Minigolfplatz

Memmingen – Mittwoch, 15. August, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Weißes Roß.

München-Karlsfeld – Sonnabend, 4. August, 13 Uhr, Gartenfest der Gruppe in Bethkes Garten. Es spielt das Ehepaar Bethke.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Sonnabend, 25. August, 8.20 Uhr, Tagesfahrt nach Westerstede. Bei Interesse bitte umgehend anmelden unter Telefon 8 61 76. Es sind nur noch sehr wenige Plätze frei. Abfahrt ab Langen Bahnhof um 8.20 Uhr, ab Flötenkiel um 8.30 Uhr, ab

Hauptbahnhof um 8.40 Uhr. Bitte pünktlich erscheinen. Die Fahrt geht direkt zum Vogel- und Landschaftspark nach Westerstede im Ammerland. Nach einem Begrüßungsgetränk und Informationen gibt es ab 12 Uhr Mittagessen in Büffetform, anschließend erfolgt die Besichtigung des Parks.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 18. August, 8 Uhr, Berlinfahrt des LvD zum „Tag der Heimat“, dort Teilnahme am Festakt des BdV im Internationalen Congress Centrum. Außerdem stehen eine alternative Berlinrundfahrt, ein Sekt- und Kaffeeumtrunk sowie ein Imbiß auf dem Programm. Ankunft in Hamburg gegen 22.45 Uhr. Anmeldungen von 10 bis 14 Uhr in der Geschäftsstelle, Haus der Heimat, Teilfeld 1, 20459 Hamburg, Telefon und Fax (0 40) 34 63 59. Eine Anzahlung von 10 Euro ist in der Geschäftsstelle oder per Überweisung (LvD, Konto: 1315 / 124 618, BLZ: 200 505 00, Hamburger Sparkasse, Stichwort „Berlinfahrt, 18. August“) zu leisten.

HEIMATKREISGRUPPEN



Königsberg – Sonnabend, 13. und Sonntag, 14. Oktober, Großes Königsberger Treffen in den Mozartsälen im Logenhaus am Dammtorbahnhof, Hamburg.

BEZIRKSGRUPPEN

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 30. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis „Waldquelle). Thema: „Ernte (Aust) in Ost- und Westpreußen“.

WESTPREUSSEN

Mittwoch, 22. August, 8.30 Uhr, Busfahrt nach Pattensen bei Hannover zur Besichtigung des Schlosses Marienburg. Anschließend Mittagessen in Hildesheim, Kaffeerunde in einem schönen Landhaus. Abfahrt: HH-Kirchenallee, 8.30 Uhr. Rückkehr gegen 20 Uhr. Preis pro Person 35 Euro. Anmeldung bei Dietmar Neumann, Telefon (0 40) 7 00 92 79.

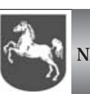


MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Güstrow – Sonntag, 5. August, 12 Uhr, 11. Ermländer-Treffen in der St.-Mariä-Himmelfahrt-Kirche in Güstrow, Grüne Straße 23-25 (Nähe Bahnhof). Dazu sind alle Ermländer mit Angehörigen sehr herzlich nach Güstrow eingeladen. Beginn ist um 12 Uhr mit der hl. Messe. Im Gemeindehaus neben der Kirche ist im Anschluß für Mittagessen und eine Kaffeetafel mit gemütlichem Beisammensein gesorgt. Um 16.30 Uhr folgt die Ermländische Vesper. Anmeldungen bis zum 2. August erbeten an Hildegard Neumann, Hageböcker Mauer 27, 18273 Güstrow, Telefon (0 38 43) 68 74 42.

Rostock – Sonnabend, 29. September, 10 Uhr, Treffen der Ostpreußen aus ganz Mecklenburg-Vorpommern in der Stadthalle Rostock, Südring 90 (nahe Hauptbahnhof und ZOB). Erwartet werden mehr als 2000 Besucher. Angehörige und Interessenten von nah und fern sind ebenfalls herzlich eingeladen. Alle 40 ostpreußischen Heimatkreise sind wie immer an Extra-Tischen ausgeschildert. Die Gäste erwartet ein reiches Informations- und Kulturprogramm. Angesagt haben sich das Landespolizeiorchester Mecklenburg-Vorpommern, die Chöre der Deutschen Vereine aus Masuren und dem Memelland sowie der Heimatsänger „BernStein“. Die Festansprache hält der Innenminister von Mecklenburg-Vorpommern, Lorenz Caffier. Für das leibliche Wohl, eine große Auswahl Heimatliteratur, Bärenfang und Königsberger Marzipan sowie Parkplätze ist gesorgt. Busse und Fahrgemeinschaften werden durch die örtlichen Ostpreußen-Gruppen organisiert – bitte dort erkundigen. Weitere Informationen gegen Rückporto bei: Manfred Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Bezirksgruppe Lüneburg – Mittwoch, 3. Oktober, zentraler Ostpreußentag in Lüneburg. Vormittags: Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10 (Eintritt für Teilnehmer des Treffens 2 Euro). Programm: Führungen jeweils um 10.30 und 11.30 Uhr (1 Euro), Bernsteinschleifen jeweils um 10.30 und 11.30 Uhr (4 Euro). Die Teilnehmerzahl für die obigen Programmpunkte ist begrenzt und daher eine verbindliche und schriftliche Anmeldung erforderlich – bei ihren örtlichen Gruppen bis zum 8. August, oder bis zum 10. August bei Bernhard Knapstein, Nußbaumweg 1, 29640 Schneverdingen, E-Mail: knapstein@gmx.de Die Nachmittagsveranstaltung findet im Hotel Seminaris, Soltauer Straße 3, Lüneburg statt (Eintritt inklusive Mittagessen und Kaffeetafel 15 Euro). Die Hauptveranstaltung beginnt um 12.45 Uhr mit dem Mittagessen vor der Eröffnung um 13.30 Uhr. Die Festansprache hält der Inhaber des Preußen-Brandenburg-Museums Wustrau und Bankier i. R. Erhardt Bödecker: „Preußen – eine Idee, ein Staat aus dem Blickwinkel der Gegenwart“. Es folgen unter anderem Kultur-Beiträge, Auftritt „BernStein“ und Ebstorfer Ostpreußenchor. Der Schluß der Veranstaltung ist gegen 17 Uhr vorgesehen. Zu diesem zentralen Ostpreußentag lädt die Bezirksgruppe alle Ostpreußen und Freunde Ostpreußens ein.

Braunschweig – Bei der letzten Veranstaltung brachte Dr. Marianne Kopp den ostpreußischen Dichter Hermann Sudermann den Anwesenden näher. Gleich zu Beginn ihrer Ausführungen wies die Referentin darauf hin, daß Sudermann mehr als ein Heimatdichter gewesen sei. Hermann Sudermann wurde am 30. September 1857 auf dem Gut Matzicken bei Heydekrug geboren. Seine Herkunft war bescheiden, die Welt, die ihn umgab, prägte ihn. Er durchforschte den Wald hinter dem Haus, obwohl es verboten war. Mit fünf Jahren konnte er schon lesen. Zunächst besuchte er eine Privatschule, dann eine Realschule in Elbing. Beim Abitur 1875 hielt er die Abschlußrede, mit der er großen Erfolg hatte. Er bekam dann eine Stelle als unpolitischer Mitarbeiter der „Reichsblätter“. Nun begann er auch als Dichter zu arbeiten. Er hatte Erfolg mit dem Roman „Frau Sorge“, der autobiografische Züge aufweist, und ebenso mit dem Schauspiel „Die Ehre“, in dem es um die Problematik des Aufsteigers geht. Die Erzählungen „Litauische Gesichten“ sind teilweise verfilmt worden, zum Beispiel „Die Reise nach Tilsit“. Für seine Arbeiten machte er viele Milieustudien, er war fleißig und zielstrebig. Weitere Titel seiner Werke: „Frau Sorge“, „Katzensteg“, „Johannisfeuer“. 1922 erschienen die Autobiographie des Dichters, „Das Bilderbuch meiner Jugend“. 1890 lernt Sudermann die Witwe Lauckner kennen und heiratet sie. Hermann Sudermann starb am 21. November 1928 in Berlin. Zur großen Freude der Zuhörer hatte Dr. Kopp ihre Rede an einigen Stellen unterbrochen, um Melodien aus dem Memelland auf der Traversflöte zu Gehör zubringen. Es gab viel Beifall für Referat und Vortrag.

Delmenhorst – Donnerstag, 9. August, 9.30 Uhr (ZOB), Tagesausflug der Gruppe nach Zwischenahn. Nach dem Besuch

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

der Gartenschau in Rostrup wird im Spieker zu Mittag gegessen. Danach geht es in die ostdeutsche Kulturstube, wo nach einer Führung Kaffee und Kuchen eingenommen werden. Anmeldungen bis zum 1. August bei Irmgard Lange, Telefon 5 02 26, oder Rudi Mroß, Telefon 5 43 42. Anzahlung 5 Euro.

Helmstedt – Donnerstag, 9. August, 8.30 Uhr, Treffen zur wöchentlichen Wassergymnastik im Hallenbad. – Donnerstag, 9. August, 15 Uhr, Grillen der Gruppe in St. Walpurgis.

Oldenburg – Der Sommerausflug führte nach Wilhelmshaven in die „Bromberger Heimatstube“ im Mühlenweg. Liebevoll und akribisch gesammelt, aufgebaut und betreut von Dolores Witte, bildet sie eine schöne Erinnerungsstätte an Bromberg und seine Umgebung, tatkräftig und finanziell unterstützt von der Stadt Wilhelmshaven. Diese unterhält eine Partnerschaft mit dem heutigen Bromberg in Polen und ist auch seit über 40 Jahre Patenstadt der Heimatkreise Bromberg Stadt und Land. Vier große Räume umfaßt die Heimatstube, mit vielen Bildern Bromberger Künstler und einem großen Bestand an Büchern. Wie viele der heutigen ostdeutschen Heimatmuseen kämpft auch dieses um die Kontinuität, die trotz der Unterstützung durch die Stadt personell an der Leiterin hängt, deren Nachfolge ungewiß ist. Der Bus brachte die Gruppe sicher zum Parkcafé am Bahnhof, wo man den Kaffee und Kuchen genoß. Danach konnte man die Zeit noch zu einem Bummel durch die Nordseepassage und die Innenstadt Wilhelmshavens nutzen. Im August hat die Gruppe Sommerpause. Für die Veranstaltung im September wird rechtzeitig eingeladen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Montag, 6. August, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Donnerstag, 9. August, 15 Uhr, „Ostpreußisch Platt“ in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Bonn – Dienstag, 7. August, 18 Uhr, Sommerstammtisch der Gruppe im „Haus am Rhein“, Elsa-Brändström-Straße 74.

Düsseldorf – Dienstag, 7. August, 19 Uhr, Vortrag von Dr. Theodor Oliwa: „Ein Symbol der Deutschen Demokratie – vor 40 Jahren starb Paul Löbh“. – Donnerstag, 9. August, 19 Uhr, Lesung von Georg Aescht „Siebenbürgen-Anthologie“ im Konferenzraum, GHH. – Freitag, 10. August, 18 Uhr, Stammtisch mit Erich Pätzel im Restaurant Pils, Schlesische Straße 92. Erreichbar mit den Bussen 721, 722, 724 bis Haltestelle Richardstraße.

Haltern – Donnerstag, 9. August, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Kolpingtreff.

Neuss – Donnerstag, 2. August, 15 Uhr, „Tag der offenen Tür“ in der ostdeutschen Heimatstube, Oberstraße 17. Bei Kaffee und Kuchen soll es ein gemütliches Beisammensein sein. Der Hauptprogrammpunkt für diesen Tag ist ein Polizeivortrag der Neusser Polizei über das Verkehrsverhalten für Senioren. Kontaktperson: Peter Pott, Zollstraße 32, 41460 Neuss Telefon (0 21 31) 3 74 34 00.

Wesel – Die vereinigten Landsmannschaften von Wesel veranstalteten ein sehr gut besuchtes Sommerfest. Die Erste Vorsitzende, Gisela Stelzer, begrüßte Franz Michelbrink vom Rat der Stadt Wesel, der auch herzliche Grüße mitbrachte. Gäste aus Wesel, Duisburg, Dinslaken, Moers und Herne sowie eine stattliche Zahl von Landsleuten und Heimatfreunden wurden mit einem Willkommensgruß bedacht. Ein buntes Programm unter Beteiligung aller Landsmannschaften aus Wesel, musikalisch begleitet von den Rußlanddeutschen, wurde durch die Erste Vorsitzende mit viel Beifall von den Sommergästen präsentiert. Den „Süßen Gaumen“ lockte eine stattliche Anzahl von selbstgebackenen Kuchen. Der pikante Feinschmecker wurde von dem Sudetendeutschen Karl-Heinz Gruß mit Grill- und Brühwürstchen beköstigt. Die Frauengruppe hatte gemeinsam selbst angerichtete Salate zum Verzehr angeboten, Stonsdorfer, Pommern-Korn und Bärenfang machten die Runde. Am Abend klang das Sommerfest nach und nach aus.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Chemnitz – Mittwoch, 15. August, 10 Uhr, Treffen der Gruppe an der Zentralhaltestelle (Apotheke) oder auch Bushaltestelle Zschopauer Straße (10.30 Uhr), in Richtung Goldener Hahn. Die angekündigte Fahrt zum Friedhof der Vertriebenen in Freiberg kann aus organisatorischen Gründen nicht stattfinden. Dafür gibt es als Ausgleich eine Wanderung zum Stausee Reichenhain mit Lunch bei Maria. – Es ist allgemein bekannt, daß dem Gemeinschaftssinn innerhalb der Gruppe ein hoher Stellenwert zugeordnet wird. Das Ehrenmitglied im Vorstand und der Gründer der Gruppe, H. Dzieran, hat in der Festschrift zum 15jährigen Bestehen ganz hervorragend in dem Beitrag „Wie alles begann ...“ das Vereinsleben beleuchtet. Es gebührt ihm für sein 15jähriges Engagement ein großes Dankeschön. Zur Jubiläumsveranstaltung wurde er mit einem ganz besonderen Willkommen begrüßt. Als zweiter Festredner schilderte er den Teilnehmern anschaulich die Vorbereitungsphase zur Gründung der Gruppe. Seine Heimatliebe gehört uneingeschränkt seiner Geburtsstadt Tilsit. In Würdigung seiner Verdienste um das Wirken für die Heimat hat er vom Landesvorstand, von der Stadtgemeinschaft Tilsit sowie von der Gruppe Chemnitz zahlreiche Auszeichnungen und Ehrungen erhalten. Sein Engagement zum Gelingen der Festveranstaltung, sowie sein Beitrag in der Festschrift sind nicht hoch genug zu würdigen. Ein Dankeschön an dieser Stelle für all seine Initiativen. Wer diese Festschrift haben möchte, wende sich ab Freitag, 10. August, bitte an Gertrud Altermann, Telefon (03 71) 5 80 60.

Dresden – Mittwoch, 8. August, 15 Uhr, Treffen der Chorgruppe in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Montag, 6. August, 14 Uhr, Busfahrt der Gruppe nach Petersberg (Süßer See) oder nach Sangerhausen.

Dessau – Montag, 6. August, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der Begegnungsstätte Heinz Rühmann.

Schönebeck – Dienstag, 7. August, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Haus Luise“ beim Behindertenverband, Moskauer Straße 23. Alle Mitglieder sind mit ihren Angehörigen herzlich eingeladen.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – Sonnabend, 18. August, 6 Uhr, Abfahrt der Gruppe ab ZOB Bad Schwartau zur zentralen Veranstaltung zum „Tag der Heimat“ im ICC Berlin. Eine kleine Frühstückspause unterwegs mit einem Imbiß ist auch wieder geplant. Nach der Veranstaltung werden alle im Berliner Nikolai-Viertel in der „Zille-Stube“ zu einer echten Berliner Boulette mit Zwiebelringen, Speckbohnen und Petersilienkartoffeln erwartet. Anschließend ist eine Führung im Zille-Museum, das in unmittelbarer Nähe zu erreichen ist, geplant. Kosten für alles (einschließlich Fahrt) 38 Euro. Anmeldungen bitte umgehend bei Günter Löhmann, Telefon (04 51) 2 38 11, oder Regina Gronau, Telefon (04 51) 2 67 06.

Fehmarn – Auf Einladung der Gruppe war der stellvertretende Bundesvorsitzende der LO, Dr. Wolfgang Thüne, zu Gast und sprach über das Thema: „Die Klimakatastrophe – von der Notlüge zur herrschenden Weltmeinung“. Einen Klimawandel, wie er zur Zeit als bestehend geschildert beziehungsweise vorausgesagt wird, habe es immer schon gegeben, dieses ließe sich lange Jahre zurückverfolgen und sei kein Verschulden der Menschheit, so Dr. Thüne. Wie er weiterhin in seinem Vortrag äußerte, liege hier eine Verfälschung durch die Medien vor, weil diese damit lukrative Geschäfte machen würden. Es sei eine schamlose Panikmache. Selbst Klimavorhersagen seien reine Spekulation. Diese Meinung vertreten übrigens auch andere Forscher aus England. Überhaupt ließe sich das Wetter nie über fünf Tage hinaus vorhersagen, dieses sei kausal auch nicht erklärbar, erklärte der stellvertretende Bundesvorsitzende dem interessierten, aber auch ungläubigen Publikum in seinen Ausführungen. Dr. Thüne, der im Umweltministerium von Rheinland-Pfalz arbeitete, schloß seinen Vortrag, indem er den Anwesenden mit auf den Weg gab, doch sorgsam im Umgang mit der Natur zu sein, andererseits müsse man den Mut haben, der herrschenden Meinung zu widersprechen. Er wolle mit seinem Vortrag dazu beitragen, daß die Menschen den Mut entwickeln, mehr ihren Verstand einzusetzen.

Neumünster – Sonntag, 5. August, 14.30 Uhr, „Tag der Heimat“ in der Holstenhalle. Ausrichter ist die Gruppe Neumünster.

Uetersen – Freitag, 3. August, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Ueters End“, Kirchenstraße 7.

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



HEILIGENBEIL

Kreisvertreter: Georg Jenkner, Lenauweg 37, 32758 Detmold, Telefon (0 52 32) 8 88 26, Fax (0 52 32) 69 87 99, E-Mail: Georg.Jenkner@gmx.de

Bladiauer Kirchspieltreffen – Aus Anlaß der 670jährigen Geschichte der Kirche in Bladiau hatte der Kirchspielvertreter, Konrad Wien, seine Landsleute und deren Angehörige aus dem früheren Kirchspiel Bladiau, in das Ostheim nach Bad Pyrmont eingeladen. Seiner Einladung vom 6. bis 8. Juli 2007 folgten 45 Landsleute. Nachdem man sich am Freitag zum gemeinsamen Abendessen im Ostheim eingefunden hatte, begrüßte der Kirchspielvertreter mit seinen Gemeindevertretern die Gäste und erinnerte an das Jahr 1337, in dem die Kirche zu Bladiau erstmalig urkundlich Erwähnung fand. Bladiau gehörte mit den Gemeinden Bolbitten, Fedderau, Gr. Rödersdorf, Grünwiese, Jürkendorf, Kl. Rödersdorf, Königsdorf, Lank, Partheinen, Pottlitten, Quilitten, Schölen, Windkeim und Wolittnick zum

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 20

Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst.
Ich habe dich bei deinem Namen gerufen;
Du bist mein! Jesaja 43, 1

Im gesegneten Alter von 93 Jahren entschlief mein lieber Lebensgefährte, unser guter Vater, Schwiegervater und Opa

Ernst Wieschollek

* 20. 3. 1914 Lontzig Kreis Ortelsburg
† 15. 7. 2007 Glienitz vorher Bad Bevensen

In Liebe und Dankbarkeit
Christa Fiedler
Rainer Wieschollek
Gabi Richter
Karsten und Barbara Wieschollek
Erhard und Heike Wieschollek
und alle Enkel

Die Beerdigung fand am Mittwoch, dem 18. Juli 2007, im engsten Famlienkreis statt.

Traueranschrift: Erhard Wieschollek, Ernst-Barlach-Ring 66, 22946 Trittau

Eines Menschen Heimat ist,
auf keiner Landkarte zu finden,
nur in den Herzen der Menschen,
die ihn lieben.

Eine Reise endet…
Ein liebevolles Herz hat aufgehört zu schlagen,
fern der geliebten Heimat Ostpreußen.

In Liebe und voller Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserem liebevollen Vater, Schwiegervater, Opa, Uropa, Onkel und Schwager

Ewald Strahl

Fischwirtschaftsmeister

geb. 23. Februar 1918 Haffwinkel/Kreis Labiau
gest. 11. Juli 2007 Lübeck/Travemünde

In stiller Trauer
Familie Helga Bartsch, geb. Strahl
Familie Uwe Strahl
Familie Ewald Strahl
Familie Dieter Strahl
Familie Frank Strahl
und alle, die ihn lieb hatten.

Traueradresse:
Herr Dieter Strahl, 04849 Authausen, Obere Hauptstraße 40



Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt,
der ist nicht tot, der ist nur fern.
tot ist nur, wer vergessen wird.

Wir nehmen Abschied von meinem lieben Mann, unserem Bruder, Schwager und Onkel

Manfred Wahrendorf

* 16. 3. 1932 Schwichowshof Trakehnen, Ostpreußen
† 9. 7. 2007 Schwabach

In Liebe und Dankbarkeit
Roswitha Wahrendorf
Ursula und Reinhard Leu
Inge Ziemann und Christian
Jutta, Peter und Kinder



Ich bin wieder daheim.

Mein geliebter Arnold, mein Vater, Bruder, Schwager und Onkel hat fernab seiner unvergessenen ostpreußischen Heimat seinen Lebensweg beendet.

Arnold Kuhnigk

* 18. 6. 1928 Altkirch bei Gutstadt
† 5. 7. 2007 Oyten

Gisela Kuhnigk, geb. Köhler
Torsten Kuhnigk
Iris Sauer

28876 Oyten, Elbingerstraße 27

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

flächenmäßig größten Kirchspiel im Kreis Heiligenbeil und zählte 1939 4912 Einwohner. Leider mußte die Gemeindevertreterin von Lank, Susanne Gaupp, aus gesundheitlichen Gründen der Veranstaltung fernbleiben. Die Teilnehmer wünschten ihr baldige Genesung und freuen sich auf das persönliche kennenzulernen beim Hauptkreistreffen in Burgdorf. Nach den einführenden Worten und dem Gedenken an die verstorbenen Landsleute wurden die Teilnehmer mit einem Film über das Kirchspiel Bladiau auf das Sondertreffen eingestimmt. Die Erinnerungen kehrten auch sogleich zurück. „Weißt Du noch – erinnerst Du Dich noch“ hörte man öfter bei den Gesprächen, die sich bis Mitternacht hinzogen. Am Sonnabend nach dem Frühstück begannen die Feierlichkeiten zum 670-Jahre-Jubiläum mit einem durch Pastor Conring in der Johannes-Kirche in Bad Pyrmont abgehaltenen Gottesdienst. In seiner Predigt formulierte er: „Sie feiern das Jubiläum ihrer Gemeinde. Was sie miteinander verbindet, ist die Erinnerung an die gemeinsame Heimat. Für diese Heimat steht die Kirche in Bladiau. Was ist Heimat? Heimat ist das Vertraute, ein Ort der Geborgenheit. Heimat kann eine Sprache, ein Dialekt sein. ... Heimat ist oft genug nur noch die Erinnerung an die Kindheit“. Weiter führte er aus: „Ihre Kirche ist zerstört. Mit dieser Erfahrung des Bruches, der Sehnsucht nach einem festen Ort und der Enttäuschung, daß es ihn nicht mehr gibt, mit dieser Erfahrung passen die Menschen, die im letzten Jahrhundert vertrieben wurden, in einen viel älteren Strom der Erfahrungen hinein, der das Christentum geprägt hat.“ Er schloß seine Predigt mit den Worten: „Gottes Macht reicht weit über das hinaus, was wir uns als Heimat erträumen können.“ Und weiter: „Wer weiß, daß seine Heimat beim allmächtigen Gott liegt, der kann mitten in den Wechseln dieser Welt getrost stehen, dankbar an das Vergangene gedenken und den Blick in die Zukunft richten“. Nach der Mittagspause begrüßte Konrad Wien den stellvertretenden Kreisvertreter, Dietrich Mattern, der in Vertretung des beruflich verhinderten Kreisvertreters, Georg Jenkner, zum Sondertreffen angereist war. Zusammen mit Konrad Wien berichtete er über die März-Reise in das nördliche Kreisgebiet von Heiligenbeil. Mit beeindruckenden Bildern unterlegt, gingen die Teilnehmer mit auf diese heimatliche Exkursion. Es folgte nach der Kaffeepause der Lm. Gorski mit einem Diavortrag mit Bildern aus den Jahren vor 1945 über das Leben und Wirken im Kirchspiel Bladiau in einer längst vergangenen Zeit. Der Vortrag erinnerte an schöne Kinder- und Jugendzeiten und war dann auch Anlaß für reichlich Gesprächstoff und Diskussionen. Diese Gespräche wurden nach dem Abendessen fortgesetzt. Am Sonntag berichtete Konrad Wien nach dem Frühstück über die Aktivitäten des zurückliegenden Jahres und erinnerte noch einmal an das Hauptkreistreffen der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil am 8. und 9. September 2007 in Burgdorf. Nach dem Mittagessen galt es Abschied zu nehmen von lieben Freunden, von ehemaligen Nachbarn und Bekannten, mit dem Versprechen, gesund zu bleiben, gesund zu werden, um sich in Burgdorf wieder zu sehen. Fazit dieses Sondertreffens, so Konrad Wien, ist das belebende Element der gemeinsamen Erinnerung an unsere heimatlichen Wurzeln. Hier im Ostheim kehrten Erinnerungen zurück, die schon längst vergessen geglaubt waren. Anschriftenänderung der Gemeindevertreterin von Schwengels im Kirchspiel Zinten Land, Eleonore Kath: Wulffenstraße 3 in 16816 Neuruppin, Telefon (0 33 91) 50 16 62.

KEINE BERICHTE ZUM TAG DER HEIMAT

Wir bitten um Verständnis, daß aufgrund der Vielzahl der Veranstaltungen zum Tag der Heimat eine Veröffentlichung der Berichte nicht vorgenommen werden kann.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

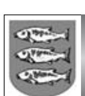
Jahrestreffen 2007 der Ponarther Mittelschüler – Einmal mehr soll auch in diesem Jahr, 62 Jahre nach Flucht und Vertreibung, vom 5. bis zum 7. Oktober, mit der Zusammenkunft in Bad Meinberg eine Treuebekenntnis zu Ponarth, Königsberg und Ostpreußen abgelegt werden. Drei Tage sollen zurück führen zu den Wurzeln unseres Seins in der Heimat, die ungeachtet aller Fremdbestimmungen als jahrhundertealter deutscher Siedlungsraum verblieb in der Erinnerung sind als deutscher Siedlungsraum. Vielfältig ist die Brücke der Rückbesinnung ins Gestern, die auch im Oktober beschritten werden wird, wenn es lautet: „Weißt du noch?“. Auch in einem sich verkleinernden Kreis früherer Ponarther werden diese Tage in Bad Meinberg wieder Wegzehrung werden für einen Weg durch das weitere Leben, das trotz aller Schicksalsprüfungen zu einem Beweis positiver Werdensgestaltung geworden ist. Wie in den vergangenen Jahren soll Ponarth in Bad Meiningen wieder zur erlebten Gegenwart (von Freitag bis Sonntag) werden, und fast wie selbstverständlich kann der Begegnungszeitraum auch verlängert werden. Wie jedes Jahr ist das Kurhotel „Zum Stern“ Mittelpunkt der diesjährigen Zusammenkunft, die einmal mehr die sprichwörtliche Ponarther Gemütlichkeit aufleben lassen wird. Wie schon in den Jahren zuvor. Einmal mehr bleiben nicht nur die Ehemaligen aufgefordert, nach Bad Meinberg zu kommen, sondern es sollten die sogenannten „Alten“ einmal versuchen, auch aus dem Kreis der Nachgeborenen, die Jungen zur Teilnahme zu bewegen. Damit diese dann vielleicht später eine Stafette, die aus ostdeutscher Treue zur Heimat gefertigt wurde, an ihren Nachwuchs weiterreichen können. Es lohnt noch immer, die alten Freundschaften und Kontakte zu pflegen, wie dieses auch geschehen soll vom 5. bis 7. Oktober in Bad Meinberg. Um mit den Planungen beginnen und die Absprachen mit dem Hotel treffen zu können, müssen die Anmeldungen rasch erfolgen. Anmeldungen an Horst Glaß, Hörder Straße 55, 44309 Dortmund, Telefon (02 31) 25 52 18.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Treffen der Ludwigswalder und der Wickbolder – Zu dem am Sonnabend, 25. August, 15 Uhr, im „Fährhaus Kirschenland“, Wisch 9, 21635 Jork-Borstel, stattfindenden Treffen sind selbstverständlich sowohl die Ludwickswalder als auch die Wickbolder und ihre Freunde herzlich eingeladen.



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Kirchspieltreffen Rotwalde und Milken – Vom 31. August bis 2. September findet wieder ein Treffen des Kirchspiels Rotwalde und Milken im Clarion Hotel, Kassler Landstraße 45, 37081 Göttingen, Telefon (05 51) 90 20 statt. Alle früheren Bewohner und Gäste sind herzlich willkommen. Telefonische Zimmerreservierungen vorab sind zu empfehlen, da eine Sonderpreisvereinbarung besteht. Anreisetag ist der 31. August, ab 16 Uhr. Hauptveranstaltungstag ist der 1. September. Weitere Anmeldungen können auch bei Siegfried Schulz, Telefon (0 43 47) 10 28, erfolgen. Wir wünschen uns eine rege Beteiligung und angenehme Tage in Göttingen.



LYCK

Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Städtepartnerschaftsverein Hagen in Lyck – In der Zeit vom 6. bis zum 14. Juli unternahm der Städtepartnerschaftsverein Hagen mit 48 Personen eine Reise nach Lyck und Danzig. Die Gruppe wurde von Bürgermeister Dr. Hans-Dieter Fischer (Hagen) geleitet. Unter sachkundiger Führung von Kreisvertreter Gerd Bandilla lernte man den Patenschaftskreis Lyck kennen. Besucht wurden unter anderem der Soldatenfriedhof in Bartendorf, wo Bürgermeister Dr. Fischer ein Angebinde niederlegte, und die Holzkirche in Scharfenrade. Auch eine Kleinbahnfahrt und der Besuch der Wallfahrtskirche Heiligelinde standen auf dem Programm. Von Danzig aus besichtigte man die Marienburg und die Kathedrale von Frauenburg. In Frauenburg machte Kreisvertreter Bandilla insbesondere auf die Flucht von 450 000 Ostpreußen (darunter auch die Familie seiner Frau) Ende Januar 1945 über das zugefrorene Frische Haff aufmerksam. Die Reise des Städtepartnerschaftsverein ist ein Ergebnis der „Feierlichen Erklärung über eine Zusammenarbeit“, die die Stadt Hagen und der polnische Landkreis Lyck am 6. September 2006 in Lyck gemeinsam unterschrieben haben. In der Zeit vom 18. bis 23. August 2007 machen der Landrat und der Stadtpräsident von Lyck einen Gegenbesuch in Hagen in Westfalen.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstr. 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Mitgliederversammlung und Kreistagssitzung – Einladung zur Mitgliederversammlung und Kreistagssitzung am Sonntag, 19. August, 11.30 Uhr, in der Niederrheinhalle Wesel, anläßlich unseres diesjährigen Heimattreffens. Tagesordnung: 1. Begrüßung durch den Kreisvertreter, 2. Feststellung der Anwesenden und Genehmigung des Protokolls vom Vorjahr, 3. Bericht des Kreisvertreters, 4. Berichte der Bezirksvertreter, 5. Kassen- und Prüfungsbericht, 6. Entlastung des Vorstandes und der Kassenführung, 7. Haushaltsplan 2008, 8. Heimatbriefe „Rund um Rastenburg“, 9. Bildband und Chronik, 10. Rastenburger Treffen 2007 / 2008, 11. Verschiedenes. Anträge beziehungsweise Vorschläge zur Tagesordnung sind bis zum 10. August 2007 einzureichen.

51. Hauptkreistreffen am 18. und 19. August – Programm des Hauptkreistreffens. Sonnabend, 18. August: 9.30 Uhr, Abfahrt mit dem Bus ab Hotel Kaiserhof zum Friedhof. 10 Uhr, Kranzniederlegung auf dem Friedhof in Wesel an der „Trauernden Vesalia“, Caspar-Baur-Straße. 10.30 Uhr, Kranzniederlegung am Ehrenmal an der Schillkaserne in Wesel. 14 Uhr, gemütlicher Nachmittag im Biergarten des Hotels Kaiserhof. 19 Uhr, geselliges Beisammensein und Tanz im großen Saal der Niederrheinhalle, Wesel. Sonntag, 19. August: 10 Uhr, evangelischer Gottesdienst, Willibrordidom Wesel (Pfarrer Pawel Hause). 10 Uhr, katholischer Gottesdienst, St. Martini Wesel. 14.30 Uhr, Hauptkreistreffen in der Niederrheinhalle Wesel: Musikeinführung (Blasorchester Wesel-Bislich), Begrüßung durch den Kreisvertreter Hubertus Hilgendorff, Lied, Ansprachen: Heinz-Dieter Bartele (stellvertretender Landrat Kreis Wesel), Ulrike Westkamp (Bürgermeisterin von Wesel), musikalisches Zwischenspiel. 16 Uhr, großer Zapfenstreich (Blasorchester Wesel-Bislich und Tambourcorps Wesel-Fusternberg). 16.30 Uhr, geselliges Beisammensein und Tanz.



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstr. 9, 32602 Vlotho, Tel. (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer“, Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstr. 15, 42849 Remscheid.

6. Ribbener Kirchspieltreffen – Zum sechsten Ribbener Kirchspieltreffen hatten Irmtraut und Horst Meistrowitz ins Naturfreunde-Ferienheim Johann-Simonis-Haus in Seevetal-Maschen eingeladen. Leider fehlten einige treue Landsleute aus Krankheits- oder Altersgründen. Trotzdem waren am Sonntag 105 Teilenehmer zu verzeichnen. Die Stimmung war hervorragend, auch weil unter den Besuchern viele Neuzugänge waren und einige Landsleute sich nach 30 Jahren zum ersten Mal wieder sahen. Leider sind in den letzten beiden Jahren einige Landsleute verstorben. Herbert Kullick gedachte ihrer in einem Totengedenken. Das dabei für die Verstorbenen ein „Vater unser“ gesprochen wurde, fand sehr großen Anklang. Für uns war es eine besondere Freude, Hildegard Weiß geb. Katanek, die mit ihren 83 Jahren die älteste Teilnehmerin dieses Treffens war, begrüßen zu können. Den weitesten Weg hatte das Ehepaar Robert und Hannelore Toporzisek auf sich genommen. Sie waren aus Australien angereist. Besonderer Dank gebührt Adolf und Hildegard Marmulla geb. Meistrowitz sowie Günter Ruskowski, die sehr zum Gelingen der Veranstaltung beitrugen. Sie hatten im Mai 2006 gemeinsam mit Horst und Irmtraut Meistrowitz, Heinz und Hildegard Middendorf geb. Meistrowitz und Irene Tegler geb. Meistrowitz die Heimat besucht und dabei die Kirche und die einzelnen Häuser in Ribben gefilmt und fotografiert. Diese Bilder wurden über einen Monitor vorgeführt, was großes Interesse und viel Zustimmung hervorrief. Einige der Landsleute schlugen zum Schluß vor, das Kirchspieltreffen im kommenden Jahr zu wiederholen. Leider können wir diese Bitte nicht erfüllen, da wir dem Deutschlandtreffen in Berlin und dem Treffen der Kreisgemeinschaft Sensburg in Remscheid den Vorrang geben müssen. Irmtraut und Horst Meistrowitz, Hellweg 24, 59457 Werl.

Peitschendorfer-Aweyder Kirchspielstreffen – Das 20. Peitschendorfer Kirchspieltreffen, zum siebten Mal gemeinsam mit dem Aweyder Kirchspieltreffen, fand am 28. April in der Gaststätte Middelicher-Hof in Gelsenkirchen statt. Rund 90 Teilnehmer hatten den zum Teil weiten Weg auf sich genommen, um diese schöne Tradition beizubehalten. Die älteste Teilnehmerin mit 92 Jahren war Ida Datzkow geb. Wiezorek aus Aweyden. Sie konnte noch vieles aus ihrer Jugendzeit und insbesondere von ihrem Vater Karl Wiezorek erzählen, der unter anderem Gemeindediener in Aweyden gewesen ist und mit der Glocke im Dorf die Neuigkeiten verkündet hat. Eigens zu dieser Veranstaltung waren Konrad und Jurek Grochowski aus Peitschendorf (Piecki) angereist. Das gemeinsame Treffen der Kirchspiele Aweyden und Peitschendorf hatte der Peitschendorfer Kirchspielvertreter Adalbert Teuber aufs beste vorbereitet. Er und die Aweyder Kirchspielvertreterin Irene Piepenbrink begrüßten die Teilnehmer sehr herzlich. In seiner Ansprache übermittelte Adalbert Teuber Grüße der Vorsitzenden der Sensburger Deutschen Gesellschaft „Bärentatze“ Berta Cwiek und ihres Vertreters Otto Czerwinski. Gemeinsam wurde der Toten der letzten Jahre gedacht, die in und fern der Heimat ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Adalbert Teuber erinnerte an die furchtbare Zeit der Vertreibung und an die Folgen des Krieges, an die Charta der deutschen Heimatvertriebenen, die auf Rache und Vergeltung verzichtet hätten. Nun nach 60 Jahren sei das Verhältnis zwischen den Polen und den Heimatvertriebenen entspannter geworden. Irene Piepenbrink, die im letzten Jahr dreimal in der Heimat weilte, berichtete über aktuelle und bevorstehende große Ereignisse in der Heimat. Am 18. Mai 2007 jährte sich zum 120. Mal der Geburtstag des großen Poeten, und Aweyden feiert den 610. Geburtstag. Die Inschrift des Steines wird in deutscher und polnischer Sprache erscheinen. Siegbert Nadolny begrüßte als Kreisvertreter die Gäste und brachte zum Ausdruck, daß er bedauerlicherweise die vielen Erinnerungen an Erlebnisse in der Heimat nicht teilen könne, da er schon als kleines Kind Aweyden verlassen mußte. Die Feierlichkeit des Tages wurde durch den erstklassigen A-cappella-Chor „Quartett plus eins“ unterstrichen. Daneben gab es lustige Einlagen und Liedervorträge der Teilnehmer, in die alle einstimmten. Nach einem guten Mittagessen und einer Tasse Kaffee wurden Erinnerungen, Erfahrungen und Zukunftspläne ausgetauscht. Das beseelte Miteinander wollte kaum enden. Und dann noch schnell die Frage: Wann warst du _ wann fährst Du wieder in die Heimat? Die Gelsenkirchener Presse berichtete sehr positiv über das harmonische Treffen. Irene Piepenbrink, Tospelliweg 7, 44149 Dortmund-Oespel.

22. Treffen der Dorfgemeinschaft Steinhof und Groß Steinfelde – Unser diesjähriges Treffen fand wieder im gastlichen Hotel „Krone-Post“ in Eberbach statt. Bereits am Freitagabend herrschte eine familiäre herzliche Atmosphäre, die auch in den nächsten Tagen anhielt. Es war diesmal nur eine kleine Runde, mehrere Landsleute hatten kurzfristig aus Gesundheits- und anderen Gründen absagen müssen, so auch Heinrich Borchert. Nach dem offiziellen Teil am Samstagvormittag mit einem Gedenken an die Verstorbenen sowie einem Blick auf den 17. Juni, verlas der Vorsitzende Berthold Hirsch. ein selbst verfaßtes Gedicht, in dem das Leid des Heimatverlustes aber auch der Dank und die Genugtuung über das „wieder gewonnene“, erarbeitete Zuhause hier gewürdigt wurden. Diese überleitenden Gedanken führten bald zum aufgeschlossenen Plachandern. Da ging es unter anderem um den Austausch lang zurückliegender Lebensbilder sowie den Erhalt der masurischen Mundart. Landsmann Alfred Laskawy und seine Ehefrau geb. Czerwansky konnten leider nicht teilnehmen, hielten aber ihr Wort, den 2006 in der Heimat gedrehten Film zu zeigen. Sie hatten uns ihr Video geschickt, ihnen gilt unser besonderer Dank. Zu meiner besonderen Freude erhielt ich von Frau Claaßen das „Ostpreußische Tagebuch“, Aufzeichnungen des seinerzeit jungen Arztes Hans

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, www.preussischer-mediendienst.de, zu beziehen.

Tag der Heimat

Berlin – Der Festakt zum „Tag der Heimat“ findet in diesem Jahr am Sonnabend, 18. August, 12 Uhr, im Internationalen Congress Centrum (ICC) in Berlin statt. Festredner sind: Erika Steinbach (MdB), Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Prof. Dr. Hans-Gert Poettering (MdEP), Präsident des Europäischen Parlament und Roland Koch (MdL), Ministerpräsident des Bundeslandes Hessen. Anmeldungen bitte umgehend beim BdV, Godesberger Allee 72 / 74, 53175 Bonn, Telefon (02 28) 8 10 07 25, Fax (02 28) 8 10 07 51.

Die Vertreibung wirkt bis ins Heute

Kulturveranstaltung der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen



Beherbergt eine sstdeutsche Gedenkstätte: Schloß Burg Foto: Schloßbauverein

Auf Schloß Burg an der Wupper fand die zehnte Kulturveranstaltung der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen statt. Entsprechend rege war die Beteiligung. Es wurden plachandert, Bücher, Bernstein, Jostenbänder und gestickte Wappen gekauft und das reichhaltige Kuchenangebot der Gruppe Remscheid genossen. Der Bund Junges Ostpreußen (BJO) war mit seinem „Café Lorbaß“ und einem Informationsstand vertreten, ebenso die „Junge Freiheit“.

Die Feierstunde, die traditionsgemäß mit dem Glockenläuten der Königsberger und der Breslauer Glocke eingeläutet wurde, stand unter dem Zeichen Preußens. Der Festredner Ehrhardt Bödecker zog „Die humane Bilanz Preußens“. Der Preußenverachtung, die nach 1945 eingesetzt hat, könne man nur mit Fakten begegnen. So war Brandenburg der erste Staat, der seinen Untertanen Religionsfreiheit gewährte und damit ein Modell für die anderen europäischen Staaten schuf. Aus der Glaubens- und Bekenntnisfreiheit ergab sich die Meinungsfreiheit, daraus die Rede- und Schreibfreiheit. Friedrich der Große legte das Gebot der Religionsfreiheit und das Verbot der Verunglimpfung anderer Religionen gesetzlich fest. Daraus folgte die Abschaffung der Hexenverfolgung. Bereits sein Vater Friedrich Wilhelm I. hatte bestimmt, daß jedes Urteil, das aus einem Geständnis durch Folter resultierte, ihm persönlich vorgelegt werden mußte. Er hat die Konfirmation eines solchen Urteils nie erteilt. Ebenso verbot der Soldatenkönig den Sklavenhandel, bei dem, so der Redner, Engländer und Holländer führend waren und zu großem Reichtum kamen.

Eine ganz große Leistung Preußens war die Schaffung des Rechtsstaates. Das Gesetz steht über dem König, der Untertan kann gegen den König prozessieren. Für die hohe Rechtskultur Preußens gibt es zahlreiche Beispiele. Der Redner erheiterte die Zuhörer mit dem „Pech“ Kaiser Wilhelms II., der das zweite Automobil in Berlin erwarb und von Rudolf Herzog, der das erste Automobil fuhr, das Kennzeichen haben wollte, was ihm aber von den Gerichten versagt wurde.

Die Förderung von Bildung, Erziehung und Wissenschaft war ebenfalls ein Anliegen Preußens. Ab 1739 wurde von Richtern und höheren Beamten ein Universitätsstudium verlangt. Das Bildungsniveau der preußischen Beamten galt als einmalig.

Der Haß auf Preußen nach 1945, so Bödecker, kannte keine Grenzen, wobei man in den Deutschen einen Haß auf sich selbst erweckt habe. Er schloß mit einem Zitat von Ricarda Huch, daß das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ auf für Nationen gelte.

Der Landesvorsitzende Jürgen Zauner dankte dem Redner sowie den anwesenden Ehrengästen für ihre Grußworte. Der Bürgermeister Remscheids, Lothar Krebs, und der Bürgermeister Solingens, Bernd Krebs, sowie der Landtagsabgeordnete Horst Westkämper sprachen Grußworte. Auch der Hausherr und Vorsitzende des Schloßbauvereins Siebenborn begrüßte die ostpreußischen Landsleute. Der stellvertretende Bürgermeister von Wermelskirchen, Horst Krüger, sprach von einer Sensibilisierung für das Thema „Vertreibung“, die durch Filme, Informationen und Dokumentationen intensiviert werde müsse. In diesem Sinne trat er auch für ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ ein.

Der Feierstunde schloß sich ein buntes Unterhaltungsprogramm an, das durch die Vorträge des Opernsängers Bannes besondere Höhepunkte erhielt. Des weiteren erfreute die Gruppe Wesel, unter der Leitung von Kurt Koslowski, mit weiteren musikalischen Darbietungen. *Bärbel Beutner*

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

24. bis 26. Juli: Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen in Bad Pyrmont.
28. bis 30. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont.
12. bis 14. Oktober: Kommunaler Dialog in Gelsenkirchen.
16. bis 22. Oktober: 53. Werkwoche in Bad Pyrmont.
26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt *noch gesondert hingewiesen. Änderungen vorbehalten.*

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

Graf von Lehndorff. Mit akribischer Sorgfalt hat Sieglinde Krey diese Blätter zu einem Hefter zusammengetragen. Leider weilt sie nicht mehr unter uns. Sie war mit ihrem Ehemann ebenso wie Frau Claaßen in Eberbach ansässig und oft bei uns zu Gast. Noch vor dem traditionellen Singen erhielten wir überraschend Besuch: Gotthard John, jetzt wohnhaft in Michelstadt, stieß zu unserer Gruppe. Von ihm erfuhren wir, daß er ein Sohn des Gutsbesitzers in Moithienen ist. In seinen Ausführungen nahm er Stellung zu der damaligen deutschen Landwirtschaft und berichtete, wie sie aus dem Notstand mit zahlreichen Konkursen in den 30er Jahren wieder zu Stabilität und Ansehen gelangte. Bei Kaffee und Kuchen fand er schnell Zugang zu der Gemütlichkeit in unserer Runde und mischte bei den Quizfragen nach typischen ostpreußischen Begriffen lebhaft und aufschlußreich mit. Bei dem sonntäglichen Gottesdienst wurden wir wieder vor der Eberbacher Gemeinde in der Michaeliskirche mit den vertrauten Worten „Liebe Steinhöfer und Steinfelder“ willkommen geheißen. Zum Abschluß möchte ich den jährlichen Teilnehmern unserer Treffen ein Lob aussprechen. Zugunsten unseres Termins haben bei Ihnen alle andere Interessen und Termine Nachrang, solange es sich nicht um Krankheit und sonstige schicksalhafte Ereignisse handelt. Wieviel Heimattreue und Freude am Wiedersehen spricht aus diesem Verhalten, was auch für Ihre Partner zutrifft, die mittlerweile schon zu Steinhöfern und Steinfeldenem geworden sind. Bei der herzlichen Verabschiedung drückten alle den Wunsch nach einem Wiedersehen im nächsten Jahr aus – so Gott will! Berthold Hirsch, Webskamp 17, 26197 Großenkneten.



TILSIT-RAGNIT

Kreisvertreter: Hartmut Preuß, Hordenbachstraße 9, 42369 Wuppertal, Tel. (02 02) 4 60 02 34, Fax (02 02) 4 96 69 81. Geschäftsführerin: Eva Lüders, Tel. / Fax (0 43 52) 53 35, Kührenerstraße 1 b, 24211 Preetz

Schultreffen Oberschule für Jungen – Am 5. und 6. Oktober findet ein Regionaltreffen der Stadtgemeinschaft Tilsit sowie der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit und Elchniederung in Kiel statt. Am Freitag, 5. Oktober, stehen Stadtrundfahrten auf dem Programm. Der Nachmittag ist den Schulgemeinschaften vorbehalten. Die Schulkameraden des Realgymnasiums / Oberschule für Jungen sind um 16 Uhr zur traditionellen Kaffeetafel in den Legienhof eingeladen. Im Mittelpunkt des Schultreffens stehen Berichte über die Schau zum Tilsiter Frieden und über das Jubiläum 100 Jahre Königin-Luise-Brücke.

Nassauer Nachlese

Die Einwanderer wurden in Ostpreußen mit offenen Armen willkommen geheißen

Von RUTH GEEDE

Vielleicht führt die Überschrift zu Irritationen – man könnte denken, es handelte sich um einen edlen Tropfen, vielleicht denkt auch so mancher an das Nachstoppeln auf abgeernteten Feldern, das uns Vertriebene damals nach Krieg und Flucht unser täglich Brot einbrachte. Weder – noch: Es handelt sich um eine interessante Abhandlung über das Thema der Einwanderung hessischer Siedler in Ostpreußen im frühen 18. Jahrhundert. Sie geht detailliert auf einzelne Schicksale ein und ergänzt damit den ersten Bericht, der bei unsern Lesern sehr viel Aufmerksamkeit erregte, weil über diese – nach den Salzburgern – größte geschlossene Siedlergruppe allgemein nur wenig bekannt war. Eine Abhandlung von höchster Authentizität, denn sie wurde im Jahre 1896 für das Feuilleton des „Wiesbadener Tagblatt“ geschrieben. Der Autor, Th. Schüler, kann sich also noch auf Quellen berufen, die uns heute wohl kaum zur Verfügung stehen, und das macht die Sache so interessant, daß wir mit Auszügen aus diesem sehr umfassenden Bericht das Thema weiterführen. Wie sich zeigen wird: eine reiche Nachlese.

„Eine Massen-Auswanderung von Nassauern nach Ostpreußen 1721–1725“ lautet der Titel, aber eine genaue Zahl wird nicht genannt. Immerhin spricht der Verfasser von „Tausenden“, die nach den Aufrufen König Friedrich Wilhelm I. zur Einwanderung in das durch Tatareneinfälle und Pest „wüst“ gewordene nördliche Alt-Preußen zogen. Der König wird von ihm gelobt: „Der anfänglich viel verkannte preußische Herrscher, den erst neuere Geschichtsforscher in seinen weitgehenden Bestrebungen zur Hebung der Kultur seines Landes würdigen und als den größten inneren König bezeichnen, hatte sich die Reorganisation jener Teile Preußens zum Ziel gesteckt. Einfälle von Barbaren, wie sie deutsche Lande seit den Hunnen und Mongolen nicht mehr gesehen, hatten das Land an den Rand des Verderbens gebracht. Dem König eröffnete sich ein weites Arbeitsfeld, als er mit der Neukolonisation begann, in dem er Hunderte von Dörfern neu anlegte und mit fleißigen Ackerbauern bevölkerte, zahlreiche Kirchen, Schulen, Mühlen und Fabriken erbauen ließ und die Gewerbe in den größeren Orten hob.“ Für die in ihrer durch Mißernten und Kriegsfolgen verarmten Heimat Not leidenden Nassauer, die fleißige Ackerbauern waren, bot sich hier im fernen Preußen ein weites Feld im wahrsten Sinne des Wortes, so daß es zu der Masseneauswanderung kam. Aber auch die Städte erfuhren manchen Zuwachs aus Nassau. In Königsberg und Gumbinnen nahm namentlich die Wollweberzunft durch Zuzüge von hessischen Tuchmachern einen merklichen Aufschwung. Die im Preußisch-Lithauen, wie der nordöstliche Teil Ostpreußens damals fiskalisch bezeichnet wurde, gebotenen Vorteile ließen eine Ansiedlung begehrenswert erscheinen, zumal die ersten nassauischen Siedler in ihren Briefen nur Gutes berichten konnten.

> In den Jahren 1721 bis 1725 fand die Auswanderung statt

So schrieb Johannes Schmitt von Pillkallen aus an seine daheim gebliebene Mutter: „Es hat, Gott lob, ein Jeder ein schön Vorhauß wie auch scheuer, stall, benäbst auch zwei Huben Lantz darauf eins bekommen hat 4 Pfert, 4 Ochsen, 3 Küh, und wir bekommen auch noch 2 schwein, 2 Schaf, 2 Geiß, 2 Enten, 2 Hüner wie auch das klein Hausgerät, und ich hab mir auch selbst eine Kuh umb mein geld gekauft, daß wir im geringsten gar nicht zu klagen haben ... Wir bekommen Korn so lang bis wir selbst eingeernt haben, dann unser gnädiger Herr König sorgt für uns besser als wir uns selbst einbilden können, und wolde Gott, daß alle rechtschaffenen Männer, sie mögen seyn, wer sie wollen, bey unß weren, sie bekommen alles genoch wie wir auch ...“ Sogar an den „Doback“ hatte der gute König – selber ja ein starker Raucher, wie sein Tabakcollegium bewies – gedacht, und den Männern auf der Überfahrt eine gehörige Ration bewilligt! Und da er ein treuer Sohn war, dieser Johannes Schmitt, wollte er auch seine Mutter bei sich haben, sie brauchte auch nichts mitzubringen als „ein Gesangbuch, Gebetbuch und Ney Testament.“

So zogen die ersten Auswanderer Verwandte und Freunde nach, dem hessischen Land drohte die Entvölkerung, so daß sich die Landesväter zu einschränkenden Maßnahmen und Verboten veranlaßt sahen. Im Frühjahr 1723 erließ der Landgraf Karl von Hessen ein Edikt, in dem er versicherte, daß er auf Mittel und Wege sinnen werde, wie den notleidenden Bauern und arbeitslosen Handwerkern zu helfen sei. Dem Zuckerbrot folgte die Peitsche: Jeder, der ohne ausdrückliche Erlaubnis sein Land verlasse, werde steckbrieflich verfolgt und ohne weiteren Prozeß zur öffentlichen Strafarbeit verurteilt. Ähnliche Auswanderungsverbote erließ auch Fürst Wilhelm von Dillenburg, allerdings ohne Zuckerbrot, bei ihm gab es keine Aussicht auf Unterstützung, die es ja allein ermöglicht hätte, die fest in ihrer Heimat Verwurzelten zum Bleiben zu bewegen. Waren die Auswanderungswilligen vorher offen vorgegangen und hatten sich unter Darlegung ihrer Notlage den vorgeschriebenen Entlassungsschein erwirkt, versuchte man jetzt, sich diesen zu erschleichen, oder verließ die Heimat bei Nacht und Nebel. Unter den heimlich Abziehenden befand sich auch der Pfarrer Petri von Ebersbach mit Familie, der sich wegen Unterstützung und Belehrung von Auswanderern die Ungnade seines Fürsten zugezogen hatte, jener Petri, der die erste Gemeinde hessischer Siedler in Preußen gründete und vom König zum Hofprediger ernannt wurde. Einer seiner Söhne, der Medizin studiert hatte, wurde zusammen mit den aus Herborn stammenden Auswanderern Johann Jaskob Klunck aus Königsberg und Philipp Andreas Rosenkrantz aus Gumbinnen von den preußischen Behörden in ihre Heimat entsandt, um die Umsiedlung zu forcieren. Aber da nützte auch der königliche Schutzbrief nichts: Petri und Klunck fielen den Häschern des Fürsten Wilhelm in die Hände und wurden „in den Stöcken“ des Dillenburger Schlosses arretiert. Dem Arzt Petri gelang die Flucht, der Wollenweber Klunck wurde erst nach energischen Interventionen des preußischen Königs freigelassen, mußte aber schwören, daß er sich für die „ausgestandene, wohlverdiente Strafe“ nicht rächen und ohne die gnädigste Erlaubnis seine Heimat nicht mehr betreten werde.

> Dem Zuckerbrot folgte die Peitsche: Jeder, der das Land verließ, wurde steckbrieflich verfolgt

> Ein ehrliches Bild jener Zeit

Diese und andere Vorgänge führten zur Mißstimmung zwischen den Herrschern, die sich dadurch verschärfte, daß einige Rückwanderer mit allem beweglichen Gut, das sie zur Besiedlung erhalten hatten, in die hessische Heimat zurückkehrten. Natürlich erboste sich der Monarch über diese „Unserm Königreich entwichenen, gewissenlosen und eydbrüchigen Unterthanen und Colonisten, die sich heimlich aus ihrem Lande hinweggeschlichen unter Mitnahme von Vieh und Geschirr“ wie in einem Schreiben des Königs an Fürst Christian in Dillenburg zu lesen.

Zwar redete er den Nachfolger des Fürsten Wilhelm geziemt mit „Euer Liebden“ an, aber der Ton wurde im Verlauf des Schreibens immer härter, da nützte auch die Unterschrift „Euer Liebden freundwilliger Vetter Wilhelm“ nicht viel. Zwar erklärte sich Fürst Christian bereit, die vom König benannten Personen zur Rückerstattung des Mitgenommenen anhalten zu wollen, doch es blieb wohl bei der Absichtserklärung, denn es gibt keine Akten, die nachweisen, daß dies wirklich geschehen ist. So wird 1724 der aus Palladszen entkommene Jost Hurmel in Waldaubach beschuldigt, den preußischen Staat um 96 Reichsthaler 39 Groschen geschädigt zu haben, denn er war fast mit dem gesamten Hofinventar – darunter je vier Ochsen und Pferde sowie drei Kühe – ab nach Hessen! Noch 1739 reklamierte Preußen diese Summe – vergebens!

Die aber in Preußen blieben, erwiesen sich bald als gute Söhne des Preußenkönigs, wie er sie selber nannte. So schrieb der aus dem Amt Burbach ausgewanderte Johann Theiß Reyff aus seiner neuen Heimstatt Pillupönen an seine in der hessischen Heimat verbliebene Mutter: „Ich bin, gott lob und danck noch frysch und gesund und halt mich auf bei meinen schwygereltern, dan ich hab Jost Heinrich Stömans Tochter, Anna Maria, geheyratet, und leb in guder genügung allermaßen ich hauß, scheuer, stal samt 120 Morgen lant bekommen habe ... summa ich wolt, daß meine liebe mutter und bruder Johann Heinrich allhier bei mir wer.“

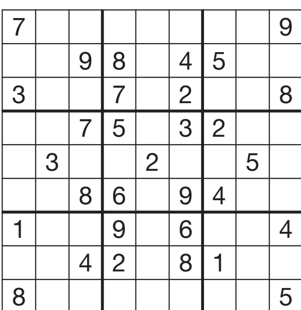
Es ist nicht nur vergnüglich, in diesen alten Briefen zu lesen, sie zeigen auch ein ehrliches Bild jener Zeit und ihrer Menschen mit allen Sorgen, Mühen und Hoffnungen. Und bringen uns die Ahnen, die einst diesen beschwerlichen Weg gingen, soviel näher. Denn so haben sie gedacht, geschrieben, gesprochen. Und werden posthum zu Zeitzeugen einer wichtigen Epoche unserer ostpreußischen Geschichte.

Sicherungstruppe – Großvater – nutzlos, vergeblich – engl. Adelstitel: Herzog – für Fernsehaufnahmen geeignet – enthaltsam lebender Mensch – ungerade (beim Roulett) – knechten – Holzblasinstrument – Fluss durch Florenz – Schiffskoch – Fußballmannschaft – Ansehen, Prestige, Bild (engl.) – kleines Lasttier – Pflanzenkeim, Saatkorn – Singvogel – Rassehund, Teckel – munter, vorwitzig – Flughafen in Berlin – Weltorganisation (Abk.) – Wirklichkeit – Laubbaum – Transportgut – griechischer Buchstabe – Stuhlteil – bedrohliche Situation – struppig – kleine Metallschlinge – Dynastie im alten Peru – schnell davonlaufen – unbekleidet – stiller Zorn – Gebirgstier (südd. Name) – bezeichnen; taufen – Ruhepause – Antilleninselstaat – Gebiet, Landschaft – dt. Schauspielerin (Hannelore) – Hauptstadt von Angola – Hofsitte, Hofzeremoniell – chem. Element, giftiges Gas – abgegrenzter Teil des Gartens – Baumbestand an Flüssen – römische Göttin des Herdfeuers – schießen (ugs.) – Fremdwortteil: unter – Heilpflanze, Wohlverleih – Vorsitzender; Sprecher – Mietwagen mit Fahrer – Bescheinigung – parlamentarische Beratung – Bodenfläche, Gelände – Sumpf-, Kranichvogel – frottieren; scheuern – Anrichte – großer Greifvogel – Schiffsraum – eine der Gezeiten – zauberkräftige Flüssigkeit – schmaler Spalt – Paladin Karls des Großen – Ostgermane – Farbe – Brutstätte – Kartenspiel – Palmenfrucht – thebanischer Sagenkönig – Inselstaat in Ostasien – Rennschlitten – Stadt u. Provinz in Norditalien – Partner von Patachon – verheiratetes Paar – vornehm; großzügig – Sinnesorgan – Verzeichnis, Aufstellung – helles Bier (Kurzwort) – drahtlose Übertragungstechnik – südamerikanisches Gebirge – Stadt in Texas (USA) – Stimmzettelbehälter – Missgunst – Lochvorstecher, Pfriem – dreist, vorlaut – schlechte Gegenleistung – Signalfarbe – japanische Kampfsportart – Zeichen für Seemeile – französisch: in – germanisches Schriftzeichen – Landstreitkräfte – Schaft der Vogelfeder – auf diese Weise – schwach husten – dt. Maler und Grafiker – berufl. Arbeit; Gefälligkeit

Sudoku

7								9
		9	8		4	5		
3			7		2			8
		7	5		3	2		
	3			2			5	
		8	6		9	4		
1			9		6			4
		4	2		8	1		
8								5

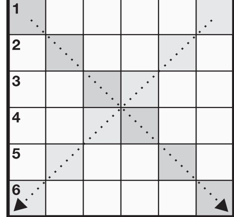
Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!



Diagonalrätsel

Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Länder der Bundesrepublik.

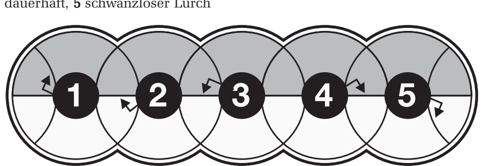
1 Sitte, Gewohnheit,
2 Vulkanöffnung,
3 dunstig, nebelig,
4 Zierstrauch,
5 nicht häufig,
6 Himmelsrichtung



Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte einen Staat in Vorderindien.

1 Südfrucht, **2** Sportfischer, **3** Provinz und Stadt in Spanien, **4** gediegen, dauerhaft, **5** schwanzloser Lurch



So ist's richtig:

■ ■ F ■ D ■ ■ A ■ I ■ K ■ O ■ ■ ■ S ■ ■ E ■
V O R H U T ■ S A M E N ■ B L A U M E I S E
■ P U ■ K E C K ■ P ■ U N O ■ R ■ U L M E ■
D A C K E L ■ E T A ■ T ■ E R N S T F A L L
■ ■ H ■ ■ E N T E I L E N ■ E O ■ J ■ G ■ A
Z O T T I G ■ ■ G R E N A D A ■ G E G E N D
■ E L S N E R ■ E ■ H ■ C H L O R ■ A ■ E U
■ S O ■ K N A L L E N ■ K ■ I ■ O B M A N N
V E S T A ■ S U ■ T E S T A T ■ L E S U N G
T A X I ■ U ■ R A L L E ■ W E ■
■ N ■ K A B I N E ■ ■ T R A N K
A D L E R ■ R I T Z E ■ E L ■ R
D A T T E L ■ K ■ ■ B R I D G E
■ ■ ■ T A I W A N ■ B O B ■ O D
N O B E L ■ E ■ E H E L E U T E
■ E ■ ■ ■ P I L S ■ ■ A N D E N
■ D A L L A S ■ T F ■ N ■ I ■ Z
J I U J I T S U ■ U N D A N K ■
■ P G ■ S ■ ■ R U N E ■ H E E R
H U E S T E L N ■ K I E L ■ S O
■ S ■ M E N Z E L ■ D I E N S T

Diagonalrätsel: 1. Brauch, 2. Krater, 3. diesig, 4. Jasmin, 5. selten, 6. Norden – Bremen, Hessen

Kreiskette: 1. Banane, 2. Angler, 3. Lerida, 4. solide, 5. Frosch – Bangladesch

Sudoku:

7	8	2	1	6	5	3	4	9
6	1	9	8	3	4	5	7	2
3	4	5	7	9	2	6	1	8
4	6	7	5	8	3	2	9	1
9	3	1	4	2	7	8	5	6
2	5	8	6	1	9	4	3	7
1	2	3	9	5	6	7	8	4
5	9	4	2	7	8	1	6	3
8	7	6	3	4	1	9	2	5

Woran alle Deutschen glauben sollen

Vor 50 Jahren: »Der Bund errichtet eine Währungs- und Notenbank als Bundesbank«

Von MANUEL RUOFF

Als Folge der Handlungsunfähigkeit des Deutschen Reiches, der Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen und der insbesondere von der US-amerikanischen Besatzungsmacht betriebenen Politik der Dezentralisierung Deutschlands wurden die Reichsbank entmachtet und in den westdeutschen Ländern Landeszentralbanken geschaffen. Diese Banken übernahmen mit der Regelung des Geldumlaufes und der Durchführung des Zahlungsverkehres sowie als Bank der Banken und bis zu einem gewissen Grade Hausbank des Staates klassische Aufgaben einer Zentralbank. Zur Herstellung beziehungsweise Emission von Banknoten kam es nur insoweit, als abgenutzte Noten durch neue ersetzt wurden.

Eine Veränderung der Situation und neuen Handlungsbedarf brachte die Währungsreform in den Westzonen am 20. Juni 1948. Als Währungs- und Notenbank der neuen Deutschen Mark wurde ein gutes Vierteljahr zuvor, am 1. März 1948, in der anglo-amerikanischen Bizone die Bank deutscher Länder (BdL) mit Sitz in Frankfurt gegründet. Am 16. Juni 1948 traten der Landeszentralbanken der französischen Besatzungszone bei.

Die BdL bestimmte zwar nach der Einführung der D-Mark den geldpolitischen Kurs und wurde mit dem Notenmonopol betraut, doch blieb das Zentralbanksystem entsprechend dem US-amerikanischen Wunsche (vorerst) sehr dezentral. Die BdL war im Besitz der Landeszentralbanken, und letztere behielten ihre Aufgaben als Bank der Banken und als Hausbank des Staates in ihren Ländern. Auch in den Organen der BdL spiegelte



Eine der ersten Zentralbankratssitzungen der Bundesbank: Der am Kopfende sitzende vormalige BdL-Zentralbankratspräsident Karl Bernard nimmt noch die Aufgaben des Bundesbankpräsidenten wahr. Foto: Deutsche Bundesbank

sich der US-amerikanische Wunsch nach starken Landeszentralbanken wider. Ihre Präsidenten wählten den Präsidenten und den Vizepräsidenten der BdL, und zusammen mit dem von ihnen gewählten BdL-Präsidenten bildeten die Landeszentralbankpräsidenten das oberste Entscheidungsgremium der BdL, den Zentralbankrat. Wie bei so vielen Einrichtungen Nachkriegswestdeutschlands gab es auch für dieses zweistufige System ein US-amerikanisches Vorbild, das Federal Reserve System.

Ihre Vorbehaltsrechte nahmen die Besatzungsmächte über eine Alliierte Bankenkommission wahr. 1951 boten die Alliierten der Regierung der 1949 gegründeten Bundesrepublik an, die Kommission aufzulösen. Das setzte auf bundesdeutscher Seite eine gesetzliche Regelung voraus, welche die Verteilung der bisherigen Kommissionskompetenzen regelte. Das Bundesfinanzministerium legte daraufhin einen Gesetzentwurf vor, demzufolge die Regierung die Rolle der Kontrollkommission übernahm. Unterstützt von der Bevölkerung, die im 20. Jahrhundert bereits zweimal von ihrer Regierung um ihre Ersparnisse gebracht worden war, erhob der Zentralbankrat Protest. Die Bundesregierung, so seine Argumentation, dürfe nicht die Rolle der Alliierten Kontrollkommission übernehmen, da diese „ein dem Notenbankwesen verpflichtetes Fachgremium" gewesen sei, während „die Bundesregierung notwendigerweise in erster Linie politisch orientiert" und auch „als Kreditnehmer an der Notenbank interessiert" sei. Der Protest war erfolgreich. Statt zu einem Instrument der Regierung wurde die Bundesbank durch die neue gesetzliche Regelung nur verpflichtet, „bei Erfüllung ihrer Aufgaben die allgemeine Wirtschaftspolitik der Bundesregierung zu beachten". Damit war der Grundstein zur legendären Unabhängigkeit der Währungs- und Notenbank der Deutschen Mark gelegt. Statt auf Geheiß der Regierung die Währung unter Druck zu setzen, um über eine Abwertung den Export zu fördern, oder die Zinsen zu senken, damit die Konjunktur angeheizt wird und der Staat billiger an Kredite kommt, verfolgte die Bank – erst als Bank deutscher Länder, später als Deutsche Bundesbank – primär das Ziel der Währungssicherung. Damit wurde sie zum Sympathieträger der durch Inflationen leidgeprüften Bundesbürger. Der sowohl französische als auch sozialistische damalige EU-Kommissionspräsident Jacques Delors brachte es mit Ironie auf den Punkt: „Nicht alle Deutschen glauben an Gott, aber alle an die Bundesbank."

„Der Bund errichtet eine Währungs- und Notenbank als Bundesbank", lautet der Artikel 88 des Grundgesetzes. Vor 50 Jahren machte sich der Gesetzgeber daran, diesem nicht terminierten Auftrag Folge zu leisten. Das Gesetz über die Deutsche Bundesbank wurde am 4. Juli 1957 vom Bundestag verabschiedet, am 19. Juli vom Bundesrat gebilligt, sowie nach Unterzeichnung und Ausfertigung durch den Bundespräsidenten am 26. Juli verkündet. Am 1. August 1957 trat das Gesetz in Kraft, die Deutsche Bundesbank war gegründet.

Der Abnabelungsprozeß der jungen Bundesrepublik von den USA zeigte sich auch darin, daß in dem Gesetz vom US-amerikanischem Zwei-Stufen-System abgerückt wurde. So wurden gemäß Paragraph 1 die Landeszentralbanken mit der BdL verschmolzen und diese zur Bundesbank umgestaltet. Insofern war die Bundesbank nicht nur Nachfolger der BdL, sondern auch der Landeszentralbanken. Aus den vormaligen Besitzern der BdL wurden Organe der Bundesbank. Die Aufgabe der Landeszentralbanken, die Wirtschaft mit Krediten zu versorgen, ging an die Bundesbank über. Statt von den Landeszentralbankpräsidenten gewählt, wurden der Präsident und der Vizepräsident der Währungs- und Notenbank nun nach Anhörung des Zentralbankrates auf Vorschlag der Bundesregierung vom Bundespräsidenten bestellt. Der bisher von den Landeszentralbankpräsidenten dominierte Zentralbankrat blieb oberstes Organ, wurde nun aber um die Mitglieder des Direktoriums erweitert.

Nach einer Übergangszeit, in welcher der vormalige Präsident des Zentralbankrats der Bank deutscher Länder, Karl Bernard, die Aufgaben des Bundesbankpräsidenten wahrgenommen hatte, trat am 1. Januar 1958 Wilhelm Vocke als erster das Amt an. Karl Blessing, Karl Klasen, Otmar Emminger, Karl Otto Pöhl, Helmut Schlesinger, Hans Tietmeyer, Ernst Welteke und schließlich Axel A. Weber sollten ihm bis heute folgen.

Ein Papst aus Schwaben

Vor 950 Jahren verstarb der fünfte deutsche Heilige Vater, Viktor II.

Von CORINNA WEINERT

Wir sind Papst!" war die Schlagzeile der „Bild"-Zeitung am 20. April 2005, einen Tag nach der Wahl von Joseph Kardinal Ratzinger zum Papst Benedikt XVI. Der erste deutsche Papst seit 482 Jahren als Oberhaupt von einer Milliarde Katholiken, der achte deutsche Papst, der im Vatikan regiert. Damit sind die Deutschen nach Italienern, Franzosen und Griechen die Nation, die den Heiligen Vater am vierthäufigsten gestellt hat – doch macht der deutsche Anteil am Papsttum bei insgesamt 265 Amtsinhabern lediglich drei Prozent aus.

Im 11. Jahrhundert, zwischen 1046 und 1058, gab es eine sogenannte deutsche Epoche, in der fünfmal hintereinander ein deutschstämmiger Bischof zum Papst ernannt wurde. Hierunter war auch der um 1020 geborene Bischof von Eichstätt Gebhard I., der als Viktor II. von 1055 bis 1057 in Rom amtierte. Dieses Wochenende hat Papst Viktor II. 950. Todestag.

Viktor II., als Gebhard von Dollnstein-Hirschberg in Schwaben geboren, war der jüngste von vier Söhnen, die Graf Hartwig I. von Calw-Dollnstein-Hirschberg und dessen Frau Biliza hatten. Über den Werdegang von Gebhard von Dollnstein-Hirschberg ist nicht viel bekannt, es finden sich lediglich Hinweise darauf, daß er bis 1042 in der Domschule zu Regensburg tätig war. Als im Oktober 1042 der Eichstätter Bischof Gezmann nach nur zweimonatigem Episkopat verstarb, übertrug Kaiser Heinrich III. Gebhard von Dollnstein-Hirschberg das Bischofsamt. Gebhard von Dollnstein-Hirschberg wurde somit der 17. Bischof von Eichstätt und in



Papst Viktor II. Foto: Archiv

der Bischofsliste mit dem Namen Gebhard I. geführt.

Im April 1054 starb Papst Leo IX. Mitte September 1054 traf in Mainz eine Gesandtschaft aus Rom ein. Ihr Auftrag bestand in der Bitte an den Kaiser, einen neuen Hirten für die Gemeinde in Rom zu bestimmen, da Italien und der Kirchenstaat zu jener Zeit Bestandteil des kaiserlichen Machtbereichs waren und Heinrich III. demzufolge das alleinige Papstwahlrecht ausübte.

Entschlossen bat Subdiakon Hildebrand – der spätere Papst Gregor VII. (1073–1085) – der die Gesandtschaft führte, nicht nur um einen Nachfolger, sondern explizit um den Bischof von Eichstätt. Heinrich III. stimmte dem Vorschlag zu, doch Gebhard I. verspürte kein Verlangen, die Cathedra Petri zu besteigen. Erst ein halbes Jahr später gab Gebhard I. dem Wunsch von Kaiser Heinrich III. nach.

Am 13. April 1055 (Gründonnerstag) wurde er in Rom als Papst Viktor II. inthronisiert. Bischof von Eichstätt blieb er auch als Papst. Viktor II. war der vorerst letzte deutsche Bischof auf dem Papstthron und der letzte von einem Kaiser eingesetzte Papst. War Rom anfangs noch skeptisch gegenüber diesem neuen Oberhaupt der Kirche, so änderte sich dies rasch. Viktor II. erwies sich als ein aktiver Reformer, der seinem apostolischen Auftrag gerecht wurde und strenge Maßstäbe gegen Simonie und Korruption der Kleriker durchsetzte.

Am 23. Juli 1057 begab sich Viktor II. nach Arezzo in der Toskana, um ein Konzil anzukündigen. In der Sommerhitze erkrankte der Papst an einem Fieberanfall und starb am 28. Juli 1057 in der bischöflichen Kurie. Sein Pontifikat dauerte zwei Jahre, drei Monate und 15 Tage.

Durch eine Kugel berühmt

Namensgeber des »Behaimschen Erdapfels« starb vor 500 Jahren

Von CORINNA WEINERT

Die Erde ist eine Kugel. Klingt trivial, ist es auch – heute zumindest. Bis ins Mittelalter jedoch hielt sich die Vorstellung, daß die Erde eine Scheibe sei. Daran änderten auch Gelehrte wie Aristoteles (384–322 v. Chr.) nichts. Mit den neuen Erkenntnissen jedoch, die durch Expeditionen zur Erschließung weiterer Seewege für den Handel gewonnen wurden, machten sich Entdecker, Forscher und Gelehrte daran, die Erde im Modell nachzubilden. Hieraus entstand der uns heute allen bekannte Erdglobus. Die älteste noch erhaltene Konstruktion aus damaliger Zeit stammt von Martin Behaim, der an diesem Wochenende seinen 500. Todestag hat.

Martin Behaim wurde am 6. Oktober 1459 als ältester Sohn einer alten Kaufmannsfamilie in Nürnberg geboren. Mit 17 Jahren ging er zur praktischen Berufsausbildung in die Niederlande, wo er von den kühnen Vorstößen der portugiesischen Seefahrer nach Süden und den Problemen der Schiffahrt durch die ungenauen Navigationsmöglichkeiten erfuhr.

Es zog den jungen Behaim darauf hin nach Lissabon, wo er in die Seefahrtskommission aufgenommen wurde. Er machte die nautische Schule mit den Instrumenten und Tabellenbüchern von Regiomontanus bekannt. Von nun an war es den portugiesischen Seefahrern möglich, unabhängig von der Küstensicht ihren Weg über die offene See zu finden. 1483 wurde Behaim vom portugiesischen König in die Kommission zur Anfertigung eines Astrolabiums, eines Meßgerätes zur Winkelmessung am Himmel, berufen.

Der Posten in der obersten nautischen Behörde verhalf ihm wahr-



Büste Martin Behaims in der Ruhmeshalle Foto: Archiv

scheinlich auch zu einer Seereise an die Westküste von Afrika, die er 1484 als Kosmograph unter Admiral Diogo Cão unternahm. Nach seiner Rückkehr wurde Behaim 1485 vom portugiesischen König zum Ritter geschlagen und heiratete auf der Azoreninsel Fayal, wo eine flämische Kolonie bestand, in den portugiesischen Adel ein. Erbangelegenheiten führten Behaim 1490 zurück nach Nürnberg. Drei Jahre verweilte er in seiner Geburtsstadt, wo er zusammen mit dem Maler Georg Albrecht Glockenthon (Glockendon) das Werk schuf, das ihm den Ruhm der Nachwelt einbrachte: den „Behaimschen Erdapfel". Der 1492 fertiggestellte Erdglobus ist ein Zeugnis des geographischen Weltbildes zur Zeit von Christopher Kolumbus unmittelbar vor der Entdeckung der neuen Welt. Die Kugel besteht aus geleimten Holzstreifen, ist mit Papier und Gips überzogen sowie mit bemaltem Pergament bespannt. Sie ruht auf einem eisernen Dreifuß und dreht sich um eine schiefgestellte Achse.

1493 kehrte Behaim über Flandern und Frankreich nach Portugal zurück, hielt sich nochmals bis 1506 auf Fayal auf und ging dann wieder nach Lissabon, wo er am 29. Juli 1507 verarmt in einem Hospital verstarb.

Der Behaimsche Erdapfel stand bis Anfang des 17. Jahrhunderts im Rathaus der Stadt Nürnberg, wurde dann der Familie Behaim übergeben und von dieser ab 1906 dem Germanischen Nationalmuseum als Leihgabe zur Verfügung gestellt. Als die Familie Behaim den Erdglobus in die USA verkaufen wollte, wurde er 1937 von Reichskanzler Adolf Hitler und dem Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg, Willy Liebel, erworben, um ihn dem Museum endgültig zu übergeben.

MELDUNGEN

Gepäck schneller abfertigen

Was passiert, wenn der Koffer an Bord ist, der Fluggast aber nicht erscheint? Es meldet sich der Kapitän mit folgender Ansage: „Wir sind startbereit, haben aber einen Koffer an Bord und der dazugehörige Fluggast ist nicht erschienen. Wir müssen jetzt das gesamte Gepäck ausladen und den Koffer möglichst schnell finden. Ich bedauere diese Verzögerung, für die unsere Fluggesellschaft nicht verantwortlich ist." „Der Koffer ist sicher", sagt dagegen Michael Kerkloh, Chef des Münchner Flughafens im

35 unabhängige Behörden in Europa

Münchner Presseclub. „Jedes Gepäckstück wird auf vielfältige Weise geprüft, bevor es in der Maschine landet."

Ähnliches gilt für die Mitnahme von Flüssigkeiten. Bei all diesen Maßnahmen muß zunächst die Frage beantwort werden, ob der Aufwand und der Ertrag – also der erhoffte Sicherheitsgewinn – in einem sinnvollen Verhältnis zueinander stehen.

Der Umwelt- und Klimaschutz könnte verbessert werden, wenn es endlich zur Vereinheitlichung der derzeit 35 nationalen europäischen Flugsicherungsbehörden und Unternehmen, dem „Single European Sky", käme. Das würde durch bessere Absprachen unter anderem die Vermeidung von Warteschleifen und eine Reduzierung des luftfahrtbedingten Kohlendioxid-Ausstoßes von bis zu zwölf Prozent bewirken.

Wie notwendig schnellere Abfertigungen und internationale Zusammenarbeit sind, beweist allein der Münchner Flughafen mit in der ersten Jahreshälfte mehr als 16 Millionen Fluggästen – gegenüber dem Vorjahr eine Zunahme von 10,5 Prozent. *Norbert Matern*

Gigantisches Erbe der Bourbonen

Das Hinterland am Golf von Neapel birgt kolossale Schätze

Von Helga Schnehagen

Eine andere Reise habe ich nach Caserta gemacht, wo der König einen prächtigen Palast mit vier großen Höfen bauen läßt. Versailles wird dadurch verdunkelt werden ...", schrieb am 26. April 1758 Johann Joachim Winckelmann aus Neapel nach Deutschland. Wenige Jahre später bezeichnete der beliebte Reiseführer des Franzosen J.J. Lalande „Caserta als das prächtigste, schönste und größte Schloß Italiens", und Madame de Bocage hatte sogar prophezeit, es werde nach seiner Fertigstellung der stolzeste Bau Europas sein. In jüngerer Zeit war es George Lucas der, von der Eleganz des Schlosses überwältigt, den Königspalast als Kulisse für einige seiner „Star Wars"-Filme auswählte.

Den Grundstein zu der sagenhaften „Reggia" im Königreich beider Sizilien hatte Karl III. von Bourbon an seinem 37. Geburtstag, dem 20. Januar 1752, mitten in der Campagna gelegt. Die Bedrohung Neapels durch feindliche Kriegsschiffe vom Meer her ließen den Urenkel Ludwigs XIV. und ersten Vizekönig der spanischen Bourbonen in Italien zusammen mit seiner Frau Maria Amalie, Tochter des Kurfürsten August III. von Sachsen, 25 Kilometer nördlich der damaligen Weltstadt am Golf eine neue Residenz planen.

Als Architekten verpflichtete er Luigi Vanvitelli, einen Sohn des in Neapel lebenden holländischen Malers Gaspard van Wittel. Nach über 20jähriger Bauzeit erlebte Vanvitelli kurz vor seinem Tod 1773 noch das Aufsetzen der Dachbalustrade. Ein Jahr später vollendete sein Sohn Carlo Italiens Super-Versailles. Karl III. selbst konnte den Palazzo Reale nicht mehr nutzen. Er hatte sich schon 1759 nach Spanien eingeschifft, um dort den Thron zu besteigen.

An dem Mammutprojekt mit 44000 Quadratmetern Grundfläche, 250 Meter langer Fassade, 1200 Räumen, 34 Prunktreppen und 1742 Fenstern waren zeitweise mehr als 3000 Arbeiter beschäftigt. Bei der Auswahl war man nicht zimperlich. Sträflinge wurden ebenso eingesetzt wie muslimische Sklaven, die man sich von im Mittelmeer kreuzenden Schiffen kaperte. Dennoch verschlang der Bau die enorme Summe von 6133507 Dukaten.

Heute machen jährlich 1,3 Millionen Besucher dem Schloß von Caserta ihre Aufwartung und bringen damit wesentlich mehr Leben in die herrschaftlichen Räume, als es zu höfischen Zeiten je gelang. Den Rundgang im Glanz von Marmor, Stuck, Fresken, Möbeln, Gemälden, Statuen und Kristalllüstern beendet eine große Weihnachtskrippe. Neapels Krippentradition wurde vom Hof besonders gefördert und erlebte im 18. Jahrhundert eine grandiose Entwicklung. Schaut man genau hin, scheint der Stall, in dem Jesus zur Welt kam, in Italien gestanden zu haben. Denn die kunstvollen Schnitzereien sind ein Spiegel des neapolitanischen Alltagslebens, bei dem auch üppige Spaghetti-Mahlzeiten nicht fehlen.

Ist das Schloß schon eine Liga für sich, ist der 120 Hektar große Park gewissermaßen die Superliga. Er ist der einzige in Italien, auf dem in ganzer Länge öffentliche Busse verkehren. Die Wasserstraße mit den skulpturenreichen Brunnen in seiner Mitte ist vier Kilometer lang. Wer ihr bis zur großen Kaskade folgen will, muß entweder sehr gut zu Fuß sein oder motorisiert.

Blickfang der schier endlosen Parkanlage ist der gewaltige Wasserfall, der genau in der Mittelachse des Schlosses von einem Berghang herniederbraust. Diese große Kaskade ist kein Naturphänomen. Vanvitelli mußte den Berg durchbrechen und das Wasser über einen 40 Kilometer langen Aquädukt aus dem Gebirge herbeiführen. Heute bewegen sich die Wassermassen in einem Kreislaufsystem.

Ein Bourbonen-Projekt ganz anderer Art entstand im nur drei Kilometer entfernten San Leucio, wo Karls Sohn, Ferdinand IV., eine Seidenweberkolonie gründete. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit eigenen Gesetzen versehen, wurde sie zu einem Modell sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit, das seiner Zeit weit voraus war. Die Zeitläufe überlebt hat die private Seidenweberei Antico Opificio Serico de Negri, in der unter anderem der Krönungsmantel für Elisabeth von England und Seidentapeten für den Kreml angefertigt worden sind. Einen Blick auf die herrlichen Stoffe und in den Produktionsraum sollte man sich daher nicht entgehen lassen.

Vor allem aber sollte man nicht auf die Fahrt ins zehn Kilometer entfernte Casertavecchia verzichten. Das mittelalterliche Hügeldorf ist gewissermaßen Casertas Altstadt, die man in der Ebene vergebens sucht. Die engen Kopfsteingassen erobert man am besten zu Fuß. Sie gehen alle vom Hauptturm der inzwischen verfallenen Burg aus und führen unweigerlich zum Dom, einem wahren Schmuckstück der Romanik.

Mit Blick auf den Campanile kann man in Casertavecchia genüßlich speisen und in der beschaulichen Atmosphäre zu normalen Maßstäben zurückfinden.



Italiens Versailles: Schloß Caserta bei Neapel verfügt über 1200 Räume. Foto: Archiv

Einmal um die Welt

Eine Reise um den Globus muß sorgfältig geplant sein

Auf Weltreise zu gehen ist für viele Menschen der Traum schlechthin. Ob während des Studiums, zwischen zwei Jobs, nach dem Arbeitsleben oder als Teil eines Sabbatjahrs – manchmal hat man tatsächlich die Zeit für so eine große Tour. Gut geplant, wird eine Weltreise ein intensives Erlebnis, bei dem man viel über Land und Leute erfährt. Jedoch werden nur wenige genügend Zeit haben, um traditionell mit Bus, Bahn und Schiff von Land zu Land reisen. Mit speziellen Flugtickets für die Erdumrundung, den sogenannten Round-the-World-Tickets, geht es schneller.

„Es gibt bei einigen Airlines Routen-Vorschläge mit entsprechenden Zwischenstopps. Es können aber auch individuelle Streckenführungen ausgearbeitet werden, und unterwegs sind gegen Gebühr auch Umbuchungen möglich", sagt Britta Jahncke vom Reisebüro STA Travel. Wie der Veranstalter Explorer Fernreisen oder der Tickethändler Travel Overland gehört es zu den Spezialisten in Sachen Round-the-World-Tickets. Für die richtige Preisberechnung und Buchung muß man sich im Dschungel der verschiedenen Bestimmungen gut auskennen.

Bevor man das Ticket kaufen kann, sollte man sich darüber im Klaren sein, wohin es geht. „Mindestens drei Monate vor dem Start sollte man intensiv mit der Planung und Vorbereitung beginnen", sagt Norbert Lüdtke von der Deutschen Zentrale für Globetrotter. Bei der Planung sei es wichtig, sich zu fragen, was man möchte, was man leisten will, und dieses dann mit den voraussichtlichen Anforderungen realistisch zu vergleichen: „Es gibt einfachere und eher schwierige Reiseziele. Länder, deren Sprache und Schrift man nicht versteht, sind zum Beispiel oft schwieriger zu bereisen",

Drei Monate vorher mit Planungen beginnen

ist die Erfahrung des Globetrotters Lüdtke.

Gleiches gilt für Kulturen, die sich sehr von unserer unterscheiden. Auch deswegen sei es wichtig, sich nicht zu viel vorzunehmen und genügend Pufferzeiten einzuplanen: „An jedem Ort sollte man mindestens zwei Nächte verbringen, damit wenigstens ein voller Tag für Erkundungen und neue Eindrücke zur Verfügung steht", betont Lüdtke. Da man an manchen Tagen nicht wie geplant weiterreisen kann oder will, sollte man für die gesamte Reise mindestens einen 30prozentigen Zeitpuffer bereithalten.

Wer in seiner Planung auf Nummer sicher gehen will, entscheidet sich für eine der besonders beliebten Routen, die zum Beispiel über Singapur oder Bangkok nach Australien, Neuseeland und die USA führen.

„Der große Vorteil ist, daß diese Routen erprobt sind und man unterwegs viele andere Weltreisende trifft. So kann man Kontakte knüpfen und bekommt die aktuellsten Tips", sagt Jahncke.

Wenn die Route steht, sollte man Reiseinformationen bei den jeweiligen Botschaften einholen. Zu klären ist unter anderem, ob ein Visum erforderlich ist, Impfungen vorgeschrieben oder empfohlen sind und welche Zahlungsmittel im Land akzeptiert werden. Vor allem das Thema Visa sei sehr wichtig, betont Lüdtke: "Perfekte Papiere, Visa, Stempel sind unabdingbar für eine Weltreise."

Man sollte unbedingt rechtzeitig klären, was ein Visum kostet, wann es beantragt werden muß, wie lange und für welche Einreisewege und Reiseziele es gültig ist und ob es im Land verlängert werden kann.

Manchmal sei es sogar ratsam, zwei Reisepässe zu besitzen, da sonst die nötigen Visa nicht rechtzeitig besorgt werden könnten. Weitere Tips gibt es bei der Zentrale für Globetrotter unter www.globetrotter.org. *ddp*

Nicht immer ein Genuß

Garküchen und Spezialitäten vom Basar

Mit etwas Vorsicht muß man in der Ferne nicht auf landestypische Genüsse verzichten

In vielen Ländern wird auf Märkten, Basaren oder am Straßenrand kräftig gebrutzelt. Ob in Asien oder Lateinamerika: Die authentisch landestypische Küche gibt es in den Garküchen zu probieren.

Um Magen-Darm-Infektionen zu vermeiden, ist etwas Vorsicht angebracht. Denn die hygienischen Bedingungen sind oft nicht mit denen in der Heimat vergleichbar. Es sei zwar eine gute Grundregel, nur das zu essen, was man schälen oder kochen könne, sagt Thomas Küpper vom Centrum für Reisemedizin in Düsseldorf. Jedoch sollte man sich nicht ausschließlich darauf verlassen: „Wenn schon mit dem Grundprodukt etwas nicht stimmt, hilft auch das Kochen nicht immer. Es gibt Bakterien, die erstaunlich hitzestabil sind."

Trotzdem müsse man nicht grundsätzlich auf einen Imbiß aus der Garküche verzichten, beruhigt der Reisemediziner. Das sei oft auch gar nicht praktikabel. „Es gibt jedoch einige Nahrungsmittel, die besonders problematisch sind. Dazu gehören zum Beispiel Meeresfrüchte, Fleisch, Fisch und Eier. An deren Zubereitung sollte man recht hohe Maßstäbe setzen."

Auch Rohkostsalate meiden

Reisende sollten ihre eigenen Erfahrungen mit Lebensmitteln nutzen. Dabei gilt: genau hinschauen und beobachten. Optimal ist es, wenn die Gerichte bei der Bestellung frisch zubereitet werden. Fleisch, Fisch und Meeresfrüchte müssen unbedingt durchgebraten oder durchgegart sein. Vorsicht ist geboten, wenn die fertigen Speisen nur warm gehalten werden, da sich dann schädliche Bakterien besonders gut vermehren können. Und wie zu Hause auch, sollte man um alles, was unangenehm riecht, einen großen Bogen machen.

Vorsicht: Melonen werden mit Wasser aufgespritzt

Auch Rohkostsalate können unangenehme Überraschungen bereithalten. Ein allerdings grüner Salat kann durch Düngung mit krankmachenden Keimen besetzt sein. Auch wenn er gewaschen wurde: „Man weiß nie, welches Wasser dafür benutzt worden ist. Selbst das Trinkwasser ist nicht immer keimfrei", warnt Küpper.

Wasser gehört ohnehin zu den problematischsten Lebensmitteln.

Schon Geschirr und Besteck können durch verunreinigtes Spülwasser krank machen. Deshalb ist es besser, wenn die Speisen in Pappe, Papier oder eßbarer Verpackung wie zum Beispiel Fladen gereicht werden. Zur Sicherheit sollte man auch ein eigenes Reisebesteck dabei haben.

Aber auch dort, wo man es nicht ahnt, kann Wasser zur Gefahr werden: „Früchte wie Melonen werden nicht selten durch eingespritztes Wasser schwerer gemacht. Denn sie werden nach Gewicht bezahlt", berichtet Experte Küpper.

Und man wisse nie, welche Qualität dieses Wasser habe.

Auch bei Getränken sei diese Praxis bekannt: „Vor allem an abgelegenen Orten werden Cola und Brause gerne mit Wasser gestreckt. Man muß genau hinschauen um zu sehen, ob der Kronkorken schon mal geöffnet wurde."

Empfehlenswert sei es daher auf jeden Fall, die Flaschen stets selbst zu öffnen – oder auf derartige Getränke ganz zu verzichten. *ddp*

Zu viel Toleranz

Betr.: „Blubbernde Sümpfe“ (Nr. 24)

Ein Kopf blieb starr vor Erleuchtung: Reinhard Höppner, verkrachter Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt, derzeitiger Präsident des Evangelischen Kirchentages, möchte sich wieder einmal ins rechte (richtige) Licht rücken. Da er ja Erfahrung im Umgang mit Radikalen während seiner Amtszeit als Ministerpräsident gesammelt hat – Stützung seiner Minderheitsregierung durch die radikalen Blutroten, sie hatten im 20. Jahrhundert doch nur 100 000 000 Tote zu verantworten, die Vorgänger der heutigen rechten Radikalen, die immerhin 20 000 000 Menschenleben auf dem Kerbholz haben, sind doch viel schlimmer, mit diesen konnte man nicht koalieren oder durch sie seine Minderheitsregierung tolerieren lassen – immerhin hatte er doch zeitweise 19 Abgeordnete in seinem Landtag – sucht er nun eifrig nach den ach so toleranten Leuten von Osama bin Laden, die dem Christentum doch so wohlgesonnen sind. (Das sind doch alle Islamisten, wir Christen legen den Koran nur falsch aus!) Seine blutroten Tolerierer während seiner Amtszeit als MP von SA waren doch auch so bemüht, ein zwangloses Leben den Christen in der DSSR (Deutsche Sozialistische Sowjetrepublik) zu bereiten. Es ist doch begrüßenswert, daß man auf solche erfahrenen Leute in unserer Gesellschaft zurückgreifen kann. „Erniedrigung provoziert Terrorismus“, so Höppner. Kann er nicht im eigenen Land den Kontakt mit Erniedrigten suchen und diese auf den Pfad der Tugend führen?

Paul Markus, Magdeburg

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.



Forderte Dialog mit Taliban: Kirchentagspräsident Reinhard Höppner Foto: ddp

Protestanten haben sich entwürdigt

Betr.: „Brüskiert der Papst die Protestanten“ (Nr. 29)

Der Papst hat recht, wenn er den kirchlichen Charakter der heutigen evangelischen Kirche anzweifelt. Sie war einmal eine Kirche, als sie fest zu den Geboten Gottes stand und diese verteidigte. (Die christliche Kirche war in ihren Anfängen auch Sekte.)

Aber sie hat sich entwürdigt, als sie Frauen ins Priesteramt berief und weiter duldet, daß diese, die den Treue-Eid am Altar geschworen, sich scheiden lassen oder einer Mit-Schwester den Mann, ihren Kindern den Vater wegnehmen, ohne Schuldgefühl. Solche Frauen haben die Würde dieses Amtes nicht begriffen und müssen daraus entfernt werden.

Ferner: Warum kämpft die evangelische Kirche nicht gegen Schwule und Lesben? Ihr Treiben ist gegen Gott und die Natur. Wo Treu und Glauben verletzt werden, muß die Kirche einschreiten.

Annemarie Kordack, Herford

Moslems sind zu verstehen

Betr.: „Der letzte Sieg der Konservativen?“ (Nr. 26)

Was Jean-Paul Picaper schreibt, trifft zu 100 Prozent zu. Das christlich-bestimmte Europa geht an den Islam verloren, weil Europas linke Parteien aus verständlichen Gründen ob ihrer Politik von der überwältigenden Mehrheit der Moslems gewählt werden – und sie werden immer mehr. Sollte die Türkei auch mit Hilfe konservativer Parteien in die EU aufgenommen werden, schaufeln die Konservativen ihr eigenes Grab. Wenn die entnationalisierte Linke sich die Macht von den Stimmen der Moslems holt, bestimmt das ihre Politik.

Hat jemand den Eindruck, daß Frau Merkel und der Bundesvorstand der CDU das schon gemerkt haben? Mir kommen sie vor wie menschliche Wesen, die die Glocken zu ihrer eigenen und unserer Beerdigung läuten.

Martha Berger, Berlin

Lenz und Co. einen Strick drehen

Betr.: „Flakhelfer im Visier“ (Nr. 27)

Wen interessiert das eigentlich überhaupt noch, ob irgendwelche unmündigen Jugendlichen, mit oder ohne Antrag, in der „Partei“ waren? Wen, ob jemand irgendwann in der KPdSU oder SED war? Taten es ältere Leute häufig aus Opportunismus, so jüngere oft aus Idealismus, nicht ahnend, daß man ihnen dereinst daraus einen Strick drehen könnte. Welch Heutiger darf ernsthaft behaupten, er hätte sich, mit damaligem Wissen, ganz anders verhalten? Je nach Alter und Elternhaus kam man zum Beispiel früher aus dem Wandervogel oder einer Kadettenanstalt, später aus der Bündischen, Kirchlichen oder Arbeiterjugend, noch später eben zwangsläufig aus der Hitlerjugend. Na und? Nicht einmal diejenigen, welche die Möglichkeit erhielten, einige Jahre auf einer AHS oder Napola zu verbringen, nahmen dabei charakterlich oder geistig Schaden. Die Lebensläufe der meisten dieser Männer beweisen eher das Gegenteil! Übrigens entgingen dem schweren Schicksal, der NSDAP anzugehören, alle aktiven Offiziersanwärter und Offiziere, und zwar ohne ihr Zutun. Die Wehrmacht hatte nämlich von der Reichswehr die Bestimmung übernommen, daß kein Angehöriger der erwähnten Kategorie einer politischen Partei angehören dürfe. Wer weiß das heute noch? **Will Seelmann-Eggebert, Ahlhorn**

Man schämt sich langsam, Deutscher zu sein!

Betr.: „Machtkampf um eine Straße“ (Nr. 24)

Sind wir nur noch von ehrlosen „vaterlandslosen“ Genossen umgeben? Wenn ich nicht so alt wäre, würde ich ernsthaft darüber nachdenken auszuwandern. Irgendwo in Belgien / Frankreich steht noch ein Gedenkstein, an dem niemand Anstoß nimmt, mit der Inschrift: „Unserem tapferen Gegner Hauptmann Manfred Freiherr von Richthofen“. Der Stein steht an der Absturzstelle und die Inschrift ist in Englisch und Deutsch.

Aber in unserem Lande darf man sich seiner nicht erinnern, eine nach ihm benannte Kaserne mußte umbenannt werden. Vor einigen Jahren war ich in Schottland und wollte auch mal auf die Orkneys rüberfahren, es sollten da interessante archäologische Objekte sein. Am Hafen stand ein Bus, mit dem wir eine sehr interessante Rundfahrt machten.

In Kirkwall besuchten wir die große Kirche, in der die Fahnen der britischen Regimenter hingen. Und die haben sicherlich nicht Schokolade und Ostereier verteilt. Aber dort ist man stolz auf die Leistung der Soldaten.

Und auf dem Rückweg fuhren wir an der Bucht von Scapa-Flow entlang.

Irgendwo hielt der Bus und der Fahrer und Reiseleiter wies hinaus auf das Wasser und fragte: „Sehen Sie dort die rote Boje?“ Wir sahen sie alle.

Und dann fuhr er fort: „Dort lag die ‚Royal Oak‘, die das deutsche U-Boot versenkt hat“, eines der größten Schiffe der britischen Kriegsflotte.

Dann nahm er seine Mütze ab, hielt sie in der britischen Hab-Acht-Haltung über das Herz und fuhr fort: „The Captain, he was an extraordinary german Officer, a man of honor!“ („Der Kapitän, er war ein hervorragender deutscher Offizier, ein Ehrenmann!“)

Wer kennt in unserem Lande noch den Namen Günter Prien. Keine Straße, keine Kaserne, kein Schiff dürfte in unserem Lande nach ihm benannt werden. Man schämt sich langsam, Deutscher zu sein.

Kein Engländer, kein Amerikaner, kein Franzose hat Verständnis für solche Ehrvergessenheit. Und Achtung bringt uns das nicht ein!

W. Schlacht, Hambühren

Höhere Bezüge ohne richtige Arbeit

Betr.: Diätenerhöhung

Wie man in den letzten Tagen in der Tagespresse lesen „durfte“, planen unsere Bediensteten des Bundestages, sich ihre Diäten zu erhöhen.

Wir, die Bürger, die überwiegend über einen Zeitraum von bis zu 45 Jahren brav geackert haben, nicht nur mit leeren Versprechungen, nein, richtig produktiv und Werte schaffend, durften von unseren Bediensteten einen Renten-Zuteilungs-Nachschlag von 0,54 Teuro nach einer Wartezeit von drei Jahren entgegennehmen.

Toll, richtig toll, was sich diese Damen und Herren wagten, uns anzubieten!

Jetzt ist es an der Zeit, einmal unsere Als-ob-Demokratie zu testen! Denn die ständige Selbstbedienung mit einer schrittweisen Erhöhung um 600 Euro schlägt dem Faß unserer Geduld den Boden aus.

Denn erst per 1. Oktober 2006 hatten die Herrschaften sich 3000 Euro zugelegt.

So erhalten dann künftig diese unsere Bediensteten über 10 000 Euro, gleich 20 000 Deutsche Mark, und das für ihre Tätigkeiten mit Versprechungen vor der Wahl, an die man sie hinterher nicht erinnern darf!

Genug dieses Spiels. Ich werde also sofort an das ZDF schreiben, das ja die Informationssendung „Polit-Barometer“ betreibt, in dem die Bürger nach ihrer gegenwärtigen politischen Stimmung und möglichem Wahlverhalten befragt werden.

Ich fordere hiermit das ZDF auf, in ihren Befragungen die Frage an die Bürger mit aufzunehmen: „Was halten sie davon: Sollen die Diäten der Abgeordneten schon wieder erhöht werden?

Wenn die Rentner pro 100 Euro 0,54 Euro bekamen, wenn ja / nein, wieviel sollen dann die Abgeordneten bekommen und weiter.

Diese Fragestellung sollte auch enthalten: Soll künftig eine Bezügeerhöhung grundsätzlich über eine TV-Abstimmung beziehungsweise Zustimmung der Bürger praktiziert werden? Nun meine Bitte, damit ein einzelner Brief beim ZDF nicht „verlorengeht“, wird um Unterstützung gebeten, schreiben auch Sie!

Horst Schmidt, Höhbeck

Globalisierung birgt eine drohende Gefahr für die Identität der Völker Europas

Betr.: *Preußische Allgemeine Zeitung*

Seit einigen Jahren bin ich Leser Ihrer Zeitung, und ich lese sie mit großem Interesse. So erfährt man Tatsachen, die im Fernsehen mitunter erwähnt werden, aber in der „Mitteldeutschen Zeitung“ (MZ) mit keinem Wort auch nur angedeutet werden. Für die *PAZ* möchte ich vorschlagen, mehr Nachrichten, vor allem aus den ehemaligen preußischen Gebieten, und mehr Kommentare aus anderen Zeitungen zu bringen.

Viele Menschen hier im Osten sind nach der Wende enttäuscht: hohe Arbeitslosigkeit, eine hohe Kriminalitätsrate, Sozialabbau (in der gesamten Bundesrepublik) und steigende Preise. Daher eine hohe Abwanderung von hochqualifizierten Fachkräften. Viele Bürger machen sich daher um die zukünftige Entwicklung Sorgen. Die Globalisierung dürfte mehr Nachteile als Vorteile bringen.

Die Bundesrepublik und die Bundesländer sind mehr oder weniger hoch verschuldet, desgleichen die Gemeinden.

So hat die Stadt Dresden ihren kommunalen Wohnungsbestand an einen amerikanischen Investor verkauft, um ihre Schulden loszuwerden. Ein sehr fragwürdiges Geschäft. Wie weit wird der Ausverkauf Deutschlands noch gehen? Die Hedge-Fonds interessieren sich für Betriebe. (Sogenannte „Heuschrecken“.)

Viele Investitionen werden von ausländischen Unternehmen getätigt. Wie mir bekannt, ist in verschiedenen amerikanischen Unternehmen Englisch die Arbeitssprache, so wie es sich der baden-württembergische Ministerpräsident Oettinger vorgestellt hat.

Der Flugplatz in Parchim wurde an die Chinesen verkauft, und ein russischer Milliardär zeigt Interesse an den Leipziger Stadtwerken. Die Globalisierung birgt eine drohende Gefahr für die Identität der Völker Europas.

Der anglo-amerikanische Einfluß ist stark, und die deutsche Sprache wird durchsetzt mit Anglizismen. Es soll auch türkische Einflüsse geben. In den neuen Bundesländern noch nicht. Alle diese Mißstände und Nachteile erzeugen eine politische Polarisierung. NPD und linksradikale Gruppierungen haben Zulauf. Eine Entwicklung wie vor 1933 wäre eine Katastrophe.

Zuwanderung nach Deutschland hat es schon vor Jahrhunderten gegeben. So die Hugenotten, meist Gewerbetreibende und Kaufleute. Die Salzburger sprachen sowieso Deutsch. Alle, die hierher kamen, waren aus dem abendländischen Kulturkreis und sind längst integriert. Anders nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Gastarbeiter und Asylanten kamen. Viele stammten aus gänzlich anderen Kulturkreisen, hauptsächlich aus dem Orient.

Bis auf den heutigen Tag ergeben sich dadurch schwerwiegende Probleme, nicht nur in der Bundesrepublik; besonders auch in Spanien, Frankreich, den Niederlanden und Großbritannien. Hier stoßen Auffassungen und Lebensgewohnheiten aufeinander, die mit unseren unvereinbar sind. Eine Islamisierung Europas ist zu befürchten. Multikulti ist größtenteils gescheitert.

Nun noch ein Wort zu den Auslandseinsätzen der Bundeswehr: Was haben wir in Afghanistan und anderswo zu suchen? Aufbauhilfe ja, aber keine Kampfeinsätze. Die bisherigen Toten und Verletzten werden keineswegs die letzten Opfer sein.

Die Bundeswehr wurde zum Schutz der Bundesrepublik Deutschland gegründet, aber nicht für fremde Interessen! Den Beschädigungsgrad der Soldaten versucht man so niedrig wie möglich einzustufen. Darüber wurde im ZDF berichtet.

Was erwartet die jungen Menschen? Es ist nicht nur der Klimawandel mit seinen zunehmenden Unwettern. Es wird sehr große politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Probleme geben.

Karlheinz Wehr, Wolfen

Liebelei mit den Grünen

Betr.: „Es grünt so grün, wenn ...“ (Nr. 28)

In einer nach links verrutschten Union gibt es sicher auch Berührungspunkte zu den sogenannten Grünen, die sehr sympathisch wären, wenn sie denn grün und nicht rot und nicht antinational wären, jeder Geschichtsfälschung zum Nachteil von uns Deutschen aufgeschlossen.

Konservative werden den Grünen in der Regel nichts abgewinnen können und dazu neigen, die Union durch Nicht-Wahl zu strafen. Darum sollten vielfarbige Unionspolitiker sehr sorgfaltig darüber befinden, ob sie die Grünen umarmen wollen. Aus Berlin hört man, daß Pflüger die Liebelei mit den Grünen keine Sympathie eingebracht hat. **Hans-Heinz Possnig, Groß Gerau**

Russen vergewaltigten Frauen auch ohne Rachemotiv

Betr.: „Blick hinter die Heldenfassade“ (Nr. 27)

Die britische Historikerin Catherine Merridale entschuldigt die russischen Vergewaltigungsorgien in Deutschland als „Rachebedürfnis und Zerstörungswut mit tiefem Haß auf den in Nazi-Deutschland herrschenden Luxus und Überfluß“ und übernimmt damit die sowjetische Hetzpropaganda. Ihre Argumente sind historisch unhaltbar.

Wie Stephane Courtois im „Schwarzbuch des Kommunismus“ feststellt, vergewaltigten schon im russischen Bürgerkrieg die Truppen der Roten Armee, und die Geheimpolizei Tscheka verging sich an weiblichen Gefangenen.

Als 1914 die russischen Truppen in Ostpreußen einfielen, verübten sie die gleichen Schandtaten neben anderen Grausamkeiten (Otto von Stülpnagel: „Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen“). Bei ihrem Vormarsch durch Ungarn, Tschechei, Polen und das Baltikum vergewaltigten die Sowjetsoldaten einheimische Frauen und in Deutschland auch „befreite“ russische und polnische Fremdarbeiterinnen. Gleiche Untaten verübten sie im Spanischen Bürgerkrieg, in Afghanistan und heute in Tschetschenien. Auf ihrem Vormarsch durch Italien bis Süddeutschland kam es zu Massenvergewaltigungen durch französische Kolonialsoldaten (Senegalesen und Araber) – auch hier mit höherer Erlaubnis und ohne Motiv der Rache.

Friedrich Karl Pohl, Lüneburg

Einseitige Würde

Betr.: Merkel

Bundeskanzlerin Merkel hat kürzlich den Abschluß der Entschädigungszahlungen an ausländische Zwangsarbeiter/innen in einer Bundestagssitzung gewürdigt. Dabei sprach sie von Rückgabe der Würde, die diese Menschen damit erhalten haben.

Wer aber gibt den gedemütigten deutschen Frauen ihre Würde wieder? Merkels Verhalten ist mehr als beschämend. **Ernst Voigt, Delmenhorst**

Für ein Lob Polens

Betr.: „Aus der Versenkung“ (Nr. 27)

Die polnischen Gesellschaften betreiben in gewisser Weise Landesverrat, weil sie nicht die Freundschaft unserer Völker auf gleicher Ebene pflegen und erweitern, sondern vom Haß gegen das eigene Volk angetrieben, unseren polnischen Nachbarn, wie man umgangssprachlich sagt, in den Allerwertesten kriechen und die Interessen ihres Vaterlandes für ein Lob polnischer Nationalisten verraten. **G. Kolb, Bad Oeynhausen**



Annäherung an die Grünen? Angela Merkel im Gespräch mit dem Fraktionsvorsitzenden der Oppositionspartei, Fritz Kuhn Foto: ddp

Geißler darf das

Betr.: „Die Sozialisten marschieren wieder“ (Nr. 27)

Dieser General a. D. Schönbohm entdeckt mal wieder die „Radikalen“, besonders die „Rechtsradikalen“. Alles, was nicht in sein eigenartiges Weltbild paßt, firmiert bei ihm unter dem albernen Wort „rechtsradikal“. Was für ein Radikaler ist denn der von ihm so lobend erwähnte linkslastige Heiner Geißler, der sich als CDU-Mann öffentlich seiner Attac-Mitgliedschaft rühmt? Was einem Geißler zusteht, nämlich Meinungsfreiheit, steht einem „Rechtsradikalen“ wohl nicht zu, oder? General a. D. Schönbohm stöbert ausgiebig im Horst-Wessel-Lied herum, will damit die „Rechtsradikalen“ treffen, und sein Parteifreund marschiert „im Geiste mit“, und zwar linksaußen bei Attac. Zum Schluß beliebt Herr General zu schreiben: „Es lohnt sich, die Freiheit und Menschenwürde unseres Grundgesetzes gegen diese Radikalen zu verteidigen.“ Über so einen unlogischen Satz kann man nur höhnisch lachen, denn seit wann hat ein Gesetz als solches Freiheit und Menschenwürde?

Manfred Bremhorst, Remscheid

Die PDS schluckt die WASG wie einst die KPD die SPD

Betr.: „Berlins SPD öffnet sich der Linken“ (Nr. 27)

Ich glaube nicht, daß Oskar Lafontaine der strahlende Held der neuen Partei sein wird, denn er ist mit seiner wilden WASG-Truppe, der er selbst nicht entstammt, nur das grellrote Aushängeschild dieser Partei, die Politik aber machen die, die über das illegal angeeignete Geld aus alten SED-Kassen verfügen: die SED/PDS-Altkader!

Man sollte sich doch erinnern, daß es schon einmal einen „Vereinigungsparteitag“ gab: Ostern 1946! Da wurden am Karfreitag in Ost-Berlin SPD und KPD aufgelöst, und am Ostersonntag verschmolzen die beiden Marschblöcke von Kommunisten und Sozialdemokraten, die auf zwei Straßen einander entgegenkamen, miteinander. Ein beeindruckendes Bild war das, als Otto Grotewohl (SPD) und Wilhelm Pieck (KPD) einander die Hände gaben.

Diese ineinander verschlungenen Hände, die der DDR-Volksmund sarkastisch kommentierte: „Eine Hand wäscht die andere!“, erschien dann bis zum Mauerfall 1989 als Emblem auf der Titelseite der SED-Zeitung „Neues Deutschland“.

Anfangs waren sämtliche Gremien der neuen Partei SED paritätisch mit ehemaligen Sozialdemokraten und ehemaligen KPD-Leuten besetzt. Fünf Jahre später gab es kaum noch Ex-Sozialdemokraten in führenden Positionen. Sie waren entweder zum Stalinismus „bekehrt“ – mit Überredung oder mit Gewaltandrohung – oder in die unteren Ränge verbannt worden. Hunderte von Sozialdemokraten, die der Zwangsvereinigung mit der KPD nicht zugestimmt hatten und dagegen polemisierten, wurden verhaftet und in die Zuchthäuser zwischen Bützow-Dreibergen in Mecklenburg und Untermaßfeld in Thüringen verschleppt, wo Dutzende von ihnen umkamen.

Wer sich dieser Vorgeschichte der neuen Parteigründung erinnert, kann voraussagen, was kommt: In spätestens fünf Jahren wird kein WASG-Funktionär noch etwas zu melden haben. Alle Positionen werden von PDS-Kadern besetzt sein. Nur Oskar Lafontaine darf weiterhin als Krähhahn auf dem Mist die „neue Zeit“ verkünden! **Dr. Jörg Bilke, Bad Rodach**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **4831**

Wer weiß mehr über SBZ-Enteignungen?

Betr.: Enteignungen SBZ

Seit zwei Jahren bin ich dabei, eine Datenbank über die sogenannte Bodenreform aufzubauen, die 1945 in der SBZ durchgeführt wurde.

Damals ging es den Sowjets und ihren deutschen kommunistischen Helfershelfern darum, die „Klasse“ der „Großgrundbesitzer“ zu vernichten. Meine Datenbank enthält derzeit Angaben über 7000 Besitztümer ab 100 Hektar Flächengröße, die damals gestohlen worden sind. Es sind die Namen von 6000 Besitzern erfaßt. Von denen übrigens nur 15 Prozent adliger Herkunft waren!

Über die Zusendung von Zeitzeugenberichten würde ich mich freuen.

Ich habe bisher auf dieser Grundlage 100 Seiten Text zusammenbekommen. Die gesamte Datenbank umfaßt derzeit 1050 Seiten.

Aufmerksam wurde ich auf die *PAZ* am Rande von Veranstaltungen der „Aktionsgemeinschaft für Recht und Eigentum“. Ich lese sie sehr gern. **Jürgen Gruhle, Nauendorf**

Von Minderwertigkeitskomplexen zerfressen

Betr.: „Die Warschauer Entgleisung“ (Nr. 26)

Der polnische Regierungschef Jaroslaw Kaczynski gleicht in Wortwahl und Rhetorik polnischen Politikern aus unseliger Zeit. Beispielhaft erwähne ich nur den ehemaligen Außenminister und Nationalisten Oberst Josef Beck aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und hernach den Kommunisten Gomulka und später den General Jaruzelski. Diese und ein sektiererisch ausgeprägter Katholizismus verbreiteten Zeit ihres Wirkens Nationalfanatismus. Außerdem waren Landraub und Rachsucht gegen alles und jeden um Polen herum tief verwurzelt. Bedrängt von dem aggressiven Polen waren im vergangenen Jahrhundert und zeitlich versetzt neben Deutschland vor allem Rußland, Litauen, Lettland, Weißrußland, die Ukraine und Tschechien. Deshalb muß die aktuelle USA-Anbiederung des ehemaligen Warschauerpaktstaates Polen seine Nachbarn Deutschland und Rußland auch heute noch bedenklich stimmen und zur Wachsamkeit mahnen. Polen hat in seiner Geschichte oft die Seiten gewechselt, aber weder Expansionsgelüste noch Großmannssucht aufgegeben. Ich begrüße deshalb, daß Polen dank der EU-Mitgliedschaft an spontanen Aggressionen gehindert ist. Jedoch, und das ist das Gefährliche, Polen kann nach eigenem Ermessen jederzeit aus der EU wieder austreten. Was daraus entstehen kann, lehrt die polnische Geschichte sehr deutlich. Für ihre Unversöhnlichkeit, Verblendung und Selbstüberschätzung haben sie zwar selbst mehrfach hohen Blutzoll zahlen müssen. Jedoch bleibt unvergessen, wie törichte Politiker im Herbst 1939 die polnische Kavallerie dazu verführten, todesmutig, mit gezücktem Säbel gegen deutsche P3-Panzer anzustürmen. Die Haßprediger von damals logen ihre Nation an: „Die Deutschen verfügen über keine Panzer, sondern nur Attrappen aus Pappe!“

Kürzlich wurde Präsident Kaczynski mit den Worten zitiert: „Versöhnung gibt es erst, wenn wir so reich wie die Deutschen sind!“ Deshalb bin ich mir nicht sicher, ob eine mit Minderwertigkeitskomplexen behaftete polnische Regierung gegen alle Vernunft den europäischen Gedanken nicht nur stört, sondern letztlich zerstört. Zumal die, die sich mit Vehemenz an den Schoßzipfel der US-Amerikaner klammern, dort mehr Vorteile erhoffen als in der Gemeinschaft der Europäer. **Peter Kopyciok, Kipfenberg**

Alles für die Macht

Betr.: „Berlins SPD öffnet sich der Linken“ (Nr. 27)

Das trifft so aber nicht zu. Die Berliner SPD (eine linke Partei) hat sich den Kommunisten der PDS schon lange geöffnet und regiert mit ihnen zusammen, was ja auch Wowereit seinen Job sichert. Daß sich die linksextreme Mehrheit der Berliner SPD nicht von der Nachfolgepartei von SED / PDS abgrenzen will, ist doch folgerichtig.

Ich bin auch überzeugt, daß die Bundes-SPD mit den blutroten Linken zusammen die Regierung bilden würde, wenn sie ansonsten in die Opposition abwandern müßte.

Natürlich gibt es viele Demokraten in der SPD, die das Bündnis mit Lafontaine, Gysi und Konsorten ablehnen, aber auch sie regieren doch gerne. Oder doch nicht? Dann müßten sie endlich etwas tun!

Heinrich Tschauko, Aalen

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Mehr Ausländer wollen den deutschen Paß

Wiesbaden – Nach jahrelangem Rückgang ist 2006 die Zahl der Einbürgerungen erstmals wieder gestiegen. Mit knapp 125 000 nahmen 6,5 Prozent mehr Ausländer die deutsche Staatsangehörigkeit an als 2005. Größte Gruppe sind 33500 Türken, das entspricht fast 26,8 Prozent aller Eingebürgerten. Es folgen: Serben und Montenegriner (12 600, 10,1 %), Polen (7000, 5,6 %) und Russen (4700, 3,8 %). Den größten prozentualen Zuwachs erfuhr die Zahl der eingebürgerten Israelis, die um 50 Prozent auf 4300 anstieg, was einem Anteil von 3,5 Prozent an allen Eingebürgerten entspricht.

»Mugabe wird bald stürzen«

Washington – Der ehemalige US-Botschafter in Simbabwe, Christopher Dell, hat das nahende Ende von Diktator Robert Mugabe prophezeit. Das afrikanische Land erlebt derzeit eine Inflationsrate von 4500 Prozent, eine Banane kostet heute soviel wie vor acht Jahren ein Einfamilienhaus. So eine Geldentwertung habe noch kein diktatorisches Regime überlebt, so Dell.

ZUR PERSON

Für die Kunst und die Freiheit



Seinen Geburtstag feierte er standesgemäß in der Londoner Royal Albert Hall. Stardirigent **Kurt Masur** wurde am Dientag 80 Jahre alt. Und da der große alte Herr und Maestro nicht an den Ruhestand denkt, beschenkte er sein Publikum. Masur dirigierte vor 8000 Gästen ein gemeinsames Konzert des London Philharmonic Orchestra und des Orchestre National de France.

Der im schlesischen Brieg geborenen Masur wollte eigentlich Konzertpianist werden, doch die Versteifung einiger Finger durchkreuzten seine Pläne. So studierte er nach dem Zweiten Weltkrieg in Leipzig Komposition und Orchesterleitung. Die Werke von Bach und Beethoven wurden seine künstlerische Berufung.

Aus familiären Gründen blieb er in der DDR. Dort „verordnete“ man ihm, nachdem er bei der Komischen Oper in Berlin gekündigt hatte, drei Jahre Arbeitslosigkeit. 1967 legte er sich mit der Staatsmacht an, indem er ein Konzertengagement aus Venedig eigenmächtig annahm. Man ließ ihn fahren. 1970 holte man ihn als Chef des Gewandhausorchesters wieder nach Leipzig, dem er 27 Jahre treu blieb.

Während der Revolution in der DDR avancierte Masur mit Aufrufen zur Gewaltfreiheit zur Symbolfigur des friedlichen Umbruchs. Anfang der 90er Jahre war er für das Amt des Bundespräsidenten im Gespräch, doch er blieb der Musik treu.

Kurt Masur ist Chef des Orchestre National de France. Er ist Vater von drei Söhnen und zwei Töchtern. In dritter Ehe ist der Dirigent mit der japanischen Sopranistin Tomoko Sakurai verheiratet. Das Paar hat einen Sohn. *M.A.*



Der Konflikt zwischen England und Rußland eskaliert Zeichnung: Greser & Lenz / FAZ

Amokradler

Was haben eigentlich die »normalen« Radfahrer genommen? Warum leben wir noch? Und woher hat Sarkozy den Lorbeer? / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Schneller und immer schneller rasen sie durch Frankreich, die Giftfeldküche immer dabei. Nichts hält sie auf, nur eine Kleinigkeit ist in einer der Injektionsnadel-engen Kurven im Graben gelandet: der gute Ruf der „Tour de France“ und mit ihm der des gesamten professionellen Radsports. Patrick Sinkewitz erwägt, die „Kronzeugenregelung“ in Anspruch zu nehmen. Bei der kommt ein Lausbube halbwegs ungeschoren davon, wenn er alle anderen Lausbuben ans Messer liefert.

So eine Art Harakiri für die Ganovenehre also, nur daß eben andere bei der Entleibung draufgehen. Wahnsinnig spannend so was, weshalb nun alle (außer denen, die zittern müssen) voller Erwartung auf den Radprofi starren wie auf das Orakel von Delphi, wo man bislang nur dunkel geahnte Wahrheiten im ganzen Satz serviert bekommt, wo Drahtroß und Reiter genannt werden.

Das Volk liebt solche Schlachtfeste: Guck mal, der also auch! Nein-oh-nein! Der Pranger hat nichts von seinem Reiz eingebüßt, leider aber auch nichts von seiner Ungerechtigkeit. Was wir doch für Heuchler sind!

Fahrrad-Club-Präsident Rudolf Scharping (ja, genau der, den Sie meinen) sorgt sich nun öffentlich um den „guten Ruf“ des dopingfreien Sportlers, der sein Rad nur zur zusätzefreien Ertüchtigung benutze. Hah! Daß wir nicht lachen! Wer mit diesem selbstgerechten Stuß aufräumen will, muß nur mal für einen Tag zu Fuß durch eine deutsche Stadt schlendern und den Schwärmen von Otto-Normal-Radlern beim Amokfahren zuschauen. Wie beinahe unsichtbare, geräuschlose Todesengel rauschen sie heran, schießen mit Tempo Sonstwas durch die Straßen, über Gehwege und farbenblind über alle Ampeln.

Wie böse Gespenster leben sie nicht in unserer Welt, sondern in einer parallelen Dimension. Dort haben die Regeln des Diesseits, vulgo „Straßenverkehrsordnung“ keine Gültigkeit. Uns verschüchterten Menschlein bleibt bei Begegnungen der zweirädrigen Art nur die panische Flucht auf Baumscheiben, zwischen parkende Autos oder in Hauseingänge.

Dabei sollen wir nie vergessen, daß das, was da wie Wodans Wilde Jagd unterwegs ist, einst ganz normale Menschen waren. Und sein wir doch mal ehrlich: Die fatale Metamorphose vom Menschen zur rasenden Zweiradfurie kann unmöglich ohne gefährliche Nahrungszusätze zustande gebracht sein. Von Milram-Frischkäse wird man nicht so.

Wann hat die Epidemie des Amokradelns eigentlich eingesetzt? Früher waren Radfahrer doch ganz gemütliche Zeitgenossen mit Mütze, lustigen Blechklammern um die Hosenbeine und Einkaufskorb vorm Lenker. Ja, aber dann kam Öko! Seit den 80er Jahren verstehen sich zahllose Zweiradfahrer als weltrettende Kreuzzügler, denen unsportliche Fußgänger und erst recht umweltzerstörende Pkw-Pester moralisch nicht das Wasser reichen können. Seitdem suchen sie uns heim und bestrafen uns.

> Zweiradfurien leben in einer parallelen Dimension. Die Regeln des Diesseits gelten dort nicht.

Moralische Reinheit mit gesellschaftlichem Erziehungsauftrag ist eine Droge, gegen welche selbst die Mittelchen des Doktor Fuentes keine Marktchance haben. Zumal im Land der Mahnmale, wo Belehrung und Bestrafung der ethisch Fleckigen höchstes Ansehen genießen.

Wer hier erstmal am Pranger steht, kommt da so schnell nicht wieder weg. Die „Bild“-Zeitung listet in der Serie „Der Vattenfall des Tages“ Störfälle in deutschen Atomkraftwerken auf. Manche liegen schon Jahre zurück. Nach Lektüre einiger Vattenfälle hält man sich unweigerlich den Puls und traut seinem Tastsinn nicht. Was? Ich lebe noch?

Kaum zu glauben, denn nach dem Bild, an welchem die Medien seit Wochen akribisch herummalen, wissen wir genau, wie es in den deutschen Brennstabhöllen aussieht: Debile Draufgänger kauen auf kaputten Dübeln, wissen entweder gar nicht, wo sie sind oder springen plötzlich neugierig auf und behindern sich gegenseitig bei der schlechten Arbeit – wie die Schaulustigen bei den Rheinhochwassern. Die Atomgegner durchleben eine Zeit wunderbarer Leichtigkeit. Vorbei die Tage, als sie schimpfen und argumentieren oder regennaß vor den Eingangstoren neuer Meiler ausharren mußten. Jetzt reicht es laut „Hoho“ zu rufen, und der Atomlobbyist stürzt in den Schlund der Lächerlichkeit.

Sigmar Gabriel löffelt den Kelch der Gelegenheiten aus bis zum Grund und agiert, als sei Rot-Grün gänzlich ungeschoren durch die Wahlen von 2005 geschritten. Lässig wie ein gefürchteter Revolverheld schreitet der Umweltminister durchs Atomland und spielt grinsend am Abzug des Lizenzentzugs für Kernkraftwerke. Abdrücken darf er eigentlich gar nicht, Lizenzentzug geht so einfach nicht, sagt das Gesetz. Aber allein die Drohgebärde ist dermaßen imposant, daß sie dem Gabriel unheimlichen Spaß macht. Wie gern säße jetzt Jürgen Trittin noch am Abzug. Der Grüne ärgert sich vermutlich schwarz, daß das jetzt alles der dicke Sozi aus Hannover auskosten darf.

Seit Studententagen in Göttingen fieberte der gelernte Kommunist Trittin dem großen Tag entgegen, an dem er es der deutschen Wirtschaft mal so richtig zeigen kann. Und nun muß er zugucken, wie Gabriel den Lorbeer einfahren und die Energieversorgung des Landes in den Wind schreiben darf. Den Wind, der von 2020 an unsere Versorgungssicherheit garantiert und daher nach Abschaltung des letzten AKW nicht mehr unzuverlässig mal hier, mal da bläst, sondern dauerhaft und flächendeckend mit Stärke drei bis vier.

Lorbeer ist halt ein begehrtes Gewürz, das in keiner guten Küche fehlen darf. Wer wüßte das besser als die Franzosen. Präsident Sarkozy hat daher beträchtlichen Bedarf für die edlen Blätter und sucht die ganze Welt nach ihnen ab, wobei er auch gern andere für sich arbeiten läßt.

Wie jetzt in Libyen. Endlose Monate lang hatte der deutsche Außenminister zusammen mit EU-Außenkommissarin Benita Ferrero-Waldner um die Freilassung der bulgarischen Krankenschwestern gerungen.

Am 10. Juli endlich der Durchbruch: Die eben noch vom Tode Bedrohten kommen frei. Wir konnten uns vorstellen, was da in Tripolis los war, welche Erleichterung. Doch heute wissen wir noch mehr, nämlich auch, was gleichzeitig in Paris vor sich ging. Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy ließ, als der von dem Triumph hörte, seine Frau sofort Koffer packen: Ab nach Libyen, Lorbeeren ernten, ma chère!

Wenige Tage später nahm Madame Sarkozy nach ihrem Zwischenstopp in Tripolis in Sofia huldvoll den Jubel und die Dankbarkeit der Bulgaren und der ganzen Welt für ihren großen Ernteerfolg entgegen. Danach trug sie den Siegerkranz nach Paris. Am Werderschen Markt in Berlin biß derweil ein weißhaariger Mann in seine Schreibtischkante. Frank-Walter Steinmeier weiß, daß er betrogen wurde und daß so eine Gelegenheit so schnell nicht wiederkommt.

Da haben es Trittins Grüne zu ihrem Glück besser, ihre nächste Chance naht unaufhaltsam. Wir hatten schon berichtet, wie sich Hamburgs CDU hübsch macht für die Anti-Atom-Partei als künftigen Koalitionspartner. Jetzt haben die Alster-Unionisten mit Blick auf die Landtagswahl im Februar noch einen dicken Strich grüner Farbe nachgetragen: Alle öffentlichen Gebäude der Hansestadt sollen „atomfrei“ werden und nur noch regenerative Energie verbrauchen.

Wo die herkommen soll? Nun, wie wir wissen, wurde die Hansestadt einst auf dicken Holzpfählen errichtet, zwischen die man Kuhmist stopfte. Ja wirklich, die alte Metropole wurde buchstäblich auf Es-Ce-Ha gebaut!

Luftdicht abgeschlossen ist die Pampe ja vielleicht noch frisch und kräftig am Gasen, da müßten die Hamburger nur Löcher in den Kellerboden bohren und das Biogas strömt ganz von selbst. Damit wäre nebenbei ein weiteres, explosives Argument für ein striktes Rauchverbot in öffentlichen Gebäuden gefunden.

ZITATE

Im Gespräch mit dem Berliner „Tagesspiegel“ (online) versucht Bundesfamilienministerin ***Ursula von der Leyen****, die* ***Trennlinien*** *zwischen* ***Union und SPD*** *wieder sichtbarer zu machen und formuliert spitz:*

„Wir vertreten konservative, bewahrende Familienwerte. Das Stichwort heißt: Verantwortung übernehmen, sich aufeinander verlassen können ... Wir hegen keine Vorbehalte gegen Familien, die hart arbeiten und Geld verdienen. Die SPD interessiert sich nur für Familien, wenn sie an der Grenze zur Armut leben. In dem Moment, wo eine Familie anfängt, aus Einnahmen Steuern zu zahlen, wird sie der SPD schon suspekt.“

Baden-Württembergs CDU-Fraktionschef ***Stefan Mappus*** *warnt indes im „Focus“ vom 23. Juli, daß* ***konservative*** *Mitglieder der* ***Union den Rücken*** *kehren:*

„Ich beobachte nicht nur in Baden-Württemberg, daß treue Wähler von uns zunehmend Probleme haben, sich in der CDU zu Hause zu fühlen. Ich bin selber Kreisvorsitzender und sehe, daß langjährige Mitglieder austreten. Sie fragen, wo unterscheidet sich die CDU von der SPD?“

FDP-Generalsekretär ***Dirk Niebel*** *hat für beides, die* ***Erosion der konservativen*** *CDU-Basis und den* ***Erfolg der Kanzlerin*** *in der Koalition, eine einfache Erklärung:*

„Frau Merkel hat es verstanden, die Sozialdemokratisierung der Union als ihren Erfolg zu verkaufen, während nun schon der dritte SPD-Vorsitzende in ihrer Ära mit leeren Händen dasteht.“

Der „Spiegel“ vom 23. Juli zitiert vor dem Hintergrund der um sich greifenden ***Doping****-Verdachtsfälle einen Monolog von* ***T-Mobile-Sportdirektor Rolf Aldag*** *am Bett von Radsportler* ***Patrick Sinkewitz****:*

„Du hast drei Möglichkeiten: Du warst es nicht, dann brauchst du auch nichts zu(zu)geben. Oder du warst es, und gibst es zu. Oder aber du warst es, und gibst es nicht zu. Dann allerdings wirst du nie Ruhe kriegen. Ich weiß, wie das ist, ich habe selbst zehn Jahre lang gelogen.“

Die Schicksalswahl

Die Türken haben stramm gewählt,
die Stimmen wurden ausgezählt,
und Alt-Europa steht als Tor
noch dümmer da als je zuvor:

Denn Türken drängen weiter rein,
der Sarko sagt, es darf nicht sein,
und denkt sich still, wer weiß und wie,
wenn's mir mal nützt, dann dürfen sie.

Und mancher Christlich-Demokrat
trainiert desgleichen den Spagat,
weil Türken – sieht sogar ein Kind –
ja ganz extrem gemäßigt sind.

Doch auch kein Türken-General
riskiert mehr nach der Schicksalswahl
zum Heil Europas einen Putsch –
die letzte Hoffnung, die ist futsch ...

Pannonicus